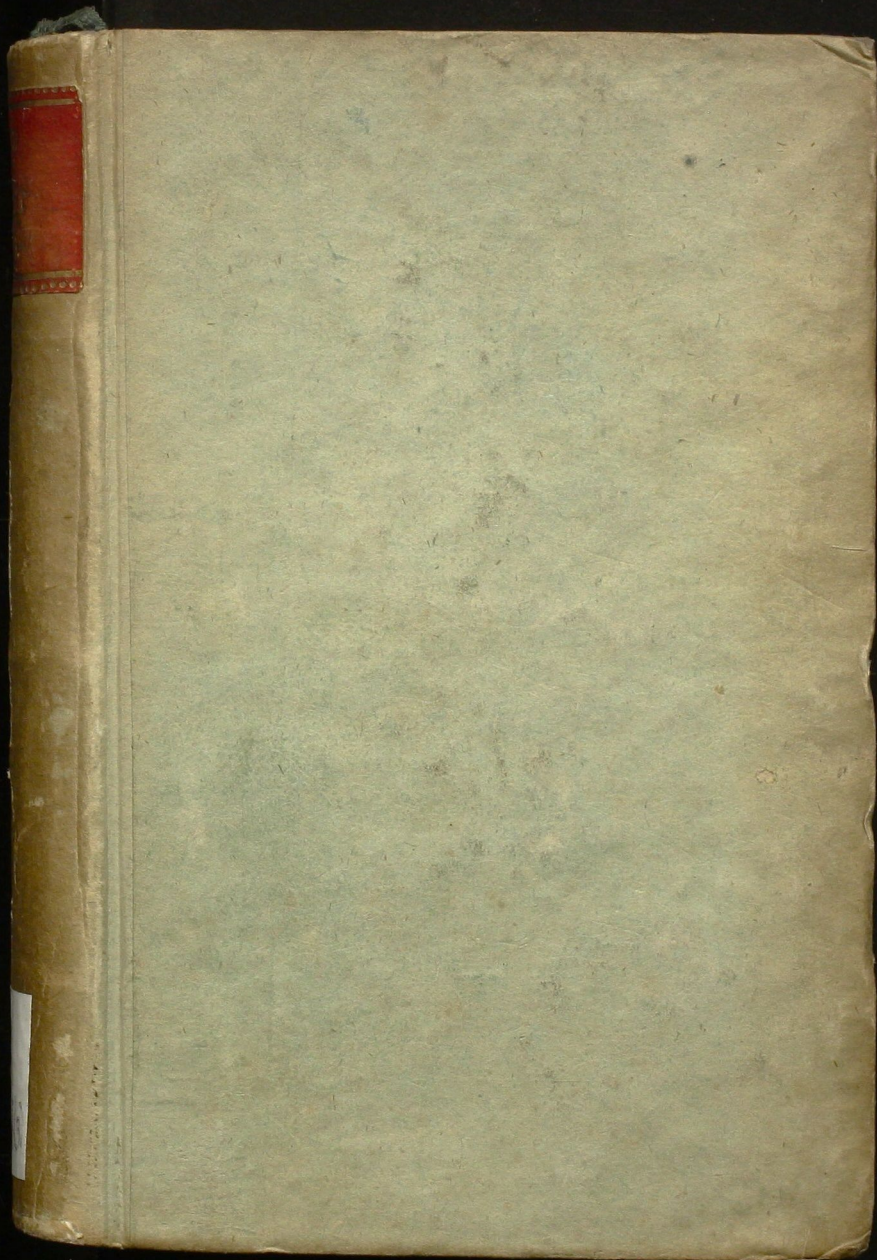




3798

E. f. 149.

1095



Leben und Schwänke
relegirter Studenten.

Ein Spiegel menschlicher Leidenschaften.

Zweites Bändchen.

Mit einem Kupfer.

Berlin, 1798,

bei Wilhelm Schmigke dem Jüngern.



Goe 3028
AK

[Carl Fyodor Tschürcke]

240/417

Meinen
akademischen Freunden
zur Erinnerung.

)(

V o r r e d e.

Ohnerachtet ich zwar anfangs Wil-
lens war, dieses zweite Bändchen erst
dann dem Publiko zu übergeben,
wenn ich ein öffentliches Urtheil über
das erstere gelesen hätte, so änderte
doch das ehrenvolle Zutrauen meines

Herrn Verlegers diesen Vorsatz. — Den Vorwurf einer allzuschlüpfrigen Schreibart habe ich in diesem durchaus zu vermeiden gesucht; hingegen mit desto größerem Bemühen die schrecklichen und unausbleiblichen Folgen der thierischen Wollust mich zu schildern bemüht, und besonders hierzu Wilhelm Flammers Geschichte gewählt, die ich gern beendiget hätte, wenn die Bogenzahl nicht zu stark geworden seyn möchte. — Jüngling! der Du sie liest, und vielleicht bald im Begriff stehst, eine Akademie zu beziehen, beherzige sie; nimm die wohl.

meinende Regel von mir: Hüte Dich vor allen Umgang mit jener Gattung Mädchen, die an solchen Orten, leider! so häufig gefunden wird — sie sind in diesen Jahren, wo Du für Deine künftige Bestimmung arbeiten sollst, ein Gift, das zwar langsam, aber desto sicherer Dich verzehrt. — Ach! ein Paar kurze, im Rausche der Zerstreuungen, die sich Dir von allen Seiten darbieten, um so kürzer durchlebte Jahre, könnten Dir die Ruhe Deines ganzen künftigen Lebens kosten, Dich in ein Labyrinth von Elend stürzen, aus dem in der

Folge keine Anstrengung Dich völlig heraus zu reißen, vermögend seyn wird. — Solltest Du nicht in den Beispielen so mancher Deiner Brüder, den Beleg zu dieser geprüften Wahrheit finden? — Wie mancher, mit den schönsten Anlagen versehen, dereinst eine Stütze des Vaterlandes werden zu können, mit unzerstörten, blühenden Wangen, betrat diesen schlüpfrigen Pfad — und fiel! — kehrte entnervt, als jugendlicher Greis, unwissender noch als er sie verließ, in die Arme seiner gebeugten, jammernnden, über ihren verlohrnen Cohn

jammernden Ältern zurück, vernichtete mit einmal alle ihre weitaussehenden Pläne in die Zukunft, und schlug den tödtlichsten Nagel zum allzufrühen Sarge. — O Akademien! Akademien! ihr seyd die Klippen, an welchen schon so mancher, der den schweren Kampf der Tugend und Rechtschaffenheit zu kämpfen unterließ, scheiterte. — Leset mein Buch mit Aufmerksamkeit, es wird Euch manche gute Regel für die Zukunft geben, wie Ihr im Sturme der Leidenschaften Euch aufrecht erhalten könnt. —

Das dritte und letzte Bändchen wird gleich nach der Ostermesse erscheinen, indem einige Verhinderungen den Verfasser an einer frühern Beendigung hinderten.

Berlin, 1798.

Karl Friedrich T——ke.

III.

G u s t a v B e r n e r .

π

E r s t e r A b s c h n i t t .

U 2

Gustav Werner war der Sohn eines Mannes, dem Redlichkeit und gerader gesunder Verstand, unter dem mittlern Stande über die meisten seines Gleichen erhob, und wodurch er sich auf den Gütern des Herrn von Edelstein eine Stelle erworben hatte, deren Einkünfte zwar für die nothwendigsten Bedürfnisse und den Unterhalt seines Kindes zureichten, aber auch weiter nichts übrig ließen auf die Erziehung desselben etwas außerordentliches zu verwenden. Es war daher sein Plan ihn zu einem rechtschaffenen und geschickten Landmann zu bilden, und er gab ihm deswegen einen hierzu so zweckmäß-

sigen Unterricht, daß er in wenig Jahren schon eine gründliche Kenntniß der Ökonomie erlangt haben würde, hätten ihn nicht theils seine Fähigkeiten, theils sein Schicksal zu wichtigeren Auftritten bestimmt. Er hatte von Natur ein rasches, feuriges Temperament, ein sehr faßliches Genie und eine gesunde Beurtheilungskraft mit einem eben so guten lenksamen Herzen verbunden. Es konnte also nicht fehlen, da er sich unter seinen Gespielen so vortheilhaft auszeichnete, daß er nothwendigerweise die Aufmerksamkeit des dasigen Predigers, der sich am liebsten in dem gewöhnlichen Sonntagsgeramen mit ihm unterhielt, und nie ohne Lob über seine eben so schnellen als richtigen Antworten entließ, auf sich ziehen mußte, und da er Neigung zum Studieren bei ihm bemerkte, er selbst kinderlos war und eine sehr einträgliche Pfarre hatte, so beschloß er, sich mit seinem Vater darüber zu besprechen, und hätte die-

fer nichts dagegen, ihn auf seine Kosten studieren zu lassen.

Freudenthränen standen dem rechtschaffenen Alten bei diesem Antrage in den Augen, und angenehme Träume der Zukunft umschwebten seine Seele; mit Entzücken willigte er in alles, und der vor freudiger Überraschung eben so bestürzte Gustav bekam nunmehr den Befehl: sich alle Vormittage auf der Pfarrwohnung einzustellen, wo er ihn selbst so weit Unterricht geben wollte, daß er mit den nöthigen Kenntnissen versehen die Akademie beziehen konnte. Eine Thräne in Gustavs blauem offenen Auge entdeckte ganz die Empfindungen seiner Seele; sie sprach mehr als Worte, und schwur seinem Wohlthäter im Stillen ewigen Dank. — Die frohe beseeligende Aussicht in die Zukunft für ihn, die Stütze der Seinigen einst zu werden, spornte seinen Fleiß, ließ ihm bald die ersten und schwersten Hindernisse glück-

sich überwinden, und nach zwei Jahren wurde seine Abreise auf die Universität festgesetzt. Zu Stunden wurden ihm die wenigen Tage, die er nun noch in dem Umgange mit seinem Wohlthäter, und in der Gesellschaft seines Vaters zubringen konnte.

Jetzt war Ostern vorbei; die gewöhnlichen akademischen Ferien nahen sich ihrem Ende und auch Gustav mußte sich künftigen Montag reisefertig halten. Am Tage seiner Abreise war das ganze Dorf in Bewegung. Alles schrieb ihm ein herzliches, gutgemeintes „Lebewohl!“ zu, und so verließ er seinen Geburtsort, und eilte mit dem unverdorbenen Herzen, und den besten Grundsätzen an den Ort seiner Bestimmung. An einem der schönsten Frühlingsabende sah' er zuerst L. Spitzen durch das dämmernde Roth der untergehenden Sonne schimmern, jenen für junge Studierende so gefährlichen Ort, wo die Unschuld, die ungeschwächten Nerven

und alle frohen Aussichten so mancher schon ihr Grab gefunden hatten; wo Wollust und Ausschweifungen so manchen, gesunden Körper zerrüttet, so manchem, der den schweren Kampf der Tugend zu kämpfen unterließ, ein frühes Grab bereitet hatte. —

Er gelangte an die Thüre seiner künftigen Wohnung, und ein alter, ehrwürdiger Bürger wies ihm sein Zimmer das man ihm gemiethet an, und freute sich herzlich, wieder einmal einen jungen Mann mit einer frischen von Gesundheit strotzenden Wange und vollen Waden, wo noch Kraft und Mark beisammen war, zu sehen. Heiter trat er in dasselbe, und mit dem edlen Gedanken, seinem alten Vater noch am Rande des Grabes Freude zu machen, und seinen großmüthigen Wohlthäter durch eine ununterbrochene gute Aufführung und fortgesetztem Fleiß, in seinen Erwartungen nicht zu täuschen, schloß er seelenvergnügt von der lan-

gen, beschwerlichen Reise ermüdet, ein. — Den andern Tag wandte er zur Wahl seiner Collegia und den Besuchen an, zu welchen ihn die schriftlichen Empfehlungen seines Wohlthäters nöthigten. Mehr aber noch als diese, empfahl ihn schon seine eigne Person, sein offnes einnehmendes Gespräch, aus dem Verstand und Kenntnisse hervorleuchteten, und sein ungezwungener edler Anstand; überall empfing man ihn freundlich und zuvorkommend, und versprach, gewiß mit aufrichtigem Herzen, für sein Wohlthätig zu sorgen. —

Er band sich nicht zu pünktlich an seine Ordnung; aber es war auch seinem Genie ein Spielwerk, die Lücke, die unvermuthete Zufälle in die Reihe seiner Pflichten gemacht hatten, wieder auszufüllen. Was andre mit Schweißtropfen auf der runzelvollen Stirn tagelang bearbeiteten, war von ihm mit lächelnder Miene in kurzer Zeit geendet. Er

versagte sich keine unschuldige Vergnügungen, wenn sie nur nicht über seinen Beutel waren, seiner Gesundheit und gutem Rufe schaden konnten. — Seine ernste Miene und fester Ton, überhaupt sein ganzes Äußeres flößte schon von fern Ehrerbietung ein, daß es keiner wagte ihn mit Vorsatz zu beleidigen, und er sich in kurzer Zeit auf allen Seiten zu seinem Vortheil ausgezeichnet hatte. Wie war es anders möglich, daß er nicht bald von einer Menge junger Leute hätte umringt seyn sollen, die seine Freundschaft suchten? — Allein, so vertraulich sich auch mancher an ihn anzuschmiegen suchte, so setzte er doch die weise Vorschrift seines Wohlthäters: in der Wahl seiner Freunde die äußerste Behutsamkeit anzuwenden, nie aus den Augen; denn nur zu oft hatte er bemerkt, daß Niederträchtigkeit unter der Larve von Biedersinn und Tugend den Unbewachten täusche, und ins Verderben zu

locken strebe. Er prüfte jeden genau, und hatte leider! bis jetzt unter aller der Menge noch keinen gefunden, dessen Kopf und Herz seines nähern Vertrauens würdig gewesen wäre. Nur ein gewisser Steinfeld, der ihm in dem einen Collegio immer gegenüber saß, schien nach und nach Eingang in seinem Herzen finden zu wollen; allein da ihr Wortwechsel nur gemeiniglich ganz gleichgültige Gegenstände betraf, so war es vor der Hand noch zu keinen nähern Freundschaftserklärungen gekommen, und er lebte nach Verfluß eines halben Jahres, mitten unter einem Schwarm lustiger und aufgeräumter Jünglinge, isolirt, erfüllte mit der größten Gewissenhaftigkeit seine Pflichten, gewann in der Liebe und Achtung seiner hiesigen Gönner immer mehr und mehr, ward öfters von ihnen in ihre Familiengirke! — eine seltene Ausnahme für einen Studenten! — gezogen, und die schönste Zukunft schien ihm anzulä-

heln. Sein Wohlthäter der Prediger, und sein alter guter Vater luden ihn auf die nächsten Ferien zu einem Besuch zu sich ein, und er freute sich nicht wenig, so geehrt vor ihnen erscheinen zu können. Schon war diese Zeit bis auf wenige Wochen verflossen, schon hatte er manches in reisefertigen Zustand gesetzt, als ihm eines Tages der Briefträger einen Brief von seinem Vater schwarz gesiegelt überreichte. Bange Ahnungen wollten in seiner Seele aufsteigen, aber: „gewiß ist einer aus meiner Familie gestorben!“ dachte er, und erbrach schnell das Siegel. Aber wie betäubt war er schon über die Überschrift, die er sich gegenüber stehen sah. Er las, und sein Schmerz übertraf allen Ausdruck, als er folgendes fand:

Unglücklicher Gustav!

Nur mit wenigen Worten kann ich
Dir auf meinem Krankenbette die Nach-

richt ertheilen, daß Dein Wohlthäter vor einigen Tagen am Schlagflusse, und zwar so plötzlich gestorben ist, ohne Deiner gedenken zu können. — Nur Gott und deine Tugend müssen Dir nun helfen; bald werde auch ich nicht mehr seyn; sey fromm, daß ich in Frieden scheiden kann, mit dem beruhigenden Gedanken: Dich dort einst am Throne Gottes wieder zu finden. — Dein betrübter und kranker Vater

Anton Werner.

„Also sind alle meine glänzenden Aussichten, alle Bilder der Zukunft, die ich mir schon so reizend entwarf, mit Dir begraben, unvergeßlicher Mann?“ rief Gustav mit thränenden Augen und wehmuthsvoller Stimme aus, „Gott! warum mußte ich auf einmal von der schwindelndsten Höhe in den tiefsten Abgrund geschleudert werden? Ge-

rechter! was habe ich verbrochen, daß Du mich so hart strafest? — Und auch mein guter Vater so nahe schon der Gruft? Geschrieben dieser Brief auf seinem Krankenlager? — Wollen denn auf einmal alle Stürme des Unglücks über mich Unglücklichen einbrechen, und mich unter ihrer Last begraben? — Stärke Du Allmächtiger! den schwachen Jüngling, der sonst zu unvermögend seyn würde, diese Schläge zu ertragen!“ —

Da er wegen der Krankheit seines Vaters, seine Gegenwart zu Hause für sehr nöthig erachtete, so packte er in der Eile seine nothwendigsten Stücke zusammen, machte sich sogleich auf den Weg, und nach einigen Tagen schon lag sein Geburtsort bei Untergang der Sonne vor ihm. Ein prächtiger, rührender Anblick! — In ein schwärmerisches Gefühl versetzte ihn der Klang jener Glocke, die ihn als Knabe so oft in die Lehrstunden

gerufen hatte, und eine dankbare Thräne der Erinnerung weihte er dieser glücklichen Zeit. — Erwartungsvoll nahte sich sein ängstlicher Schritt der väterlichen Hütte; er traf seinen Vater sehr entkräftet an, aber seine Ankunft lebte die abgematteten Glieder wieder auf, er richtete sich seit langer Zeit zum erstenmale wieder in die Höhe, um seinen einzig geliebten Sohn zu umarmen, und Trost und Linderung für die harten Schmerzen schien ihm sein Anblick zu gewähren. Aber es war mit ihm, wie bei dem letzten Ausflodern einer verlöschenden Lampe; zu schwach war sein abgelebter Körper für die Heftigkeit der einstürmenden Krankheit, und in wenig Tagen wuchs die Gefahr so sehr, daß er nach menschlichem Ansehen, und dem Ausspruche des Arztes, nicht lange mehr zu leben hatte. — Plötzlich ließ ihn sein Vater eines Morgens, da er die Annäherung seines Todes fühlen mochte, vor sein Krankenlager

lager rufen, um diese letzten Augenblicke noch den Ermahnungen für ihn zu widmen. —

„Komm mein Gustav!“ rief er ihm mit schwacher Stimme entgegen, „tritt näher, ich will Dich segnen.“

Heiße Thränen fielen bei dieser Anrede dem bledern Gustav unter unaufhörlichem lauten Schluchzen aus den Augen, seine Sinne schienen ihm zu vergehen, er mußte sich an den nächsten Stuhl anhalten, wenn er nicht umsinken wollte, — Seine Gefühle übertrafen alle Schilderung. Wer je an dem Todtenbette eines geliebten Vaters stand, von seinen segnenden Lippen den letzten Kuß empfing, nur der wird sich in Gustavs schreckliche Lage zu denken, vermögend seyn.

„Weine nicht,“ fuhr er fort, „verbitte mir nicht meine letzte Stunde durch Deine Thränen; ich sterbe nicht zu früh; ein mit Ehren graugewordenes Haar, mancher Kummer, manche Plage, aber auch viele frohe

Tage haben mich zum Grabe reif gemacht, und frei von wissentlichen Verbrechen, kann ich mit froher Zuversicht vor den Richterstuhl des Ewigen treten. Aber — daß ich von Dir mich trennen soll, Dich auf deinem jetzigen schlüpfrigen Pfade allein und ohne Führer zurücklassen soll, das könnte vielleicht meinen Hintritt erschweren, wenn mir Dein gutes, edles und tugendhaftes Herz nicht Bürge genug wäre, daß Du auch fernerhin dem schmeichelnden Rufe des Lasters widerstehen, Dich von dem gefährlichen Pfade des Verderbens entfernen, und ausharren würdest im Kampfe der Tugend. [kleine Pause.] Wirst Du das, mein Gustav? Ist das Dein Vorsatz?" — „Bei Gott! bei der feierlichen Stunde Ihres Todes schwör ich's Ihnen zu!" — „Nun so komm noch einmal in meine Arme, alles habe ich nun erfüllt, und ruhig und getrost erwarte ich mein Ende!" — Er fühlte sich jetzt immer schwächer und

schwächer, legte sich auf die Seite, daß die Augen beständig auf seinen jammernden Sohn gerichtet waren, seine Hand lag in der seinigen, und matt drückte er sie bisweilen. Plötzlich holte er tief Odem — und entflohen war sein Geist dieser irdischen Welt. Gustav warf sich über ihn hin, und ohnmächtig mußte man ihn in sein Bette tragen.

Sechs Wochen nach der Beerdigung, nachdem er sein geringes Erbtheil in Empfang genommen hatte, nahm er von seinem Geburtsort Abschied, und gelangte, mit Traurigkeit erfüllt, wieder in L. an. Verwaist und nunmehr von allen verlassen, hinausgestoßen auf ein stürmisches, unabsehbares Meer ohne Führer und Leitung, trat er seine gewöhnlichen Arbeiten wieder an, und suchte nun durch Hülfe seiner hiesigen Gönner, da er Theologie studierte, Informationsstellen zu bekommen. Da aber die Zahl derer, die sich um solche bewarben, überdieß schon groß

war, so konnte es nicht fehlen, daß er sich jetzt bloß mit Vertröstungen begnügen lassen mußte. — Traurig, und in tiefe schwermuthsvolle Gedanken versunken, saß er eines Tages in seinem Zimmer, und feierte in stiller Andacht das Andenken seines Vaters und Wohltäters, als es an seine Thüre klopfte, und jener oben schon erwähnte Steinfeld hereintrat. Verwundert über diesen ungewöhnlichen Besuch, konnte er sich anfangs aus seiner Zerstreuung nicht gleich wieder fassen, allein jenes Anrede setzte ihn bald in eine freudige Gemüthsstimmung. „Lieber Werner!“ sprach dieser, „ich bin von Ihrer traurigen Lage völlig unterrichtet, und komme, mich Ihnen nicht nur als Tröster, sondern auch als Freund anzubieten. Stoßen Sie meine gutgemeinten Gesinnungen nicht von sich, verschließen Sie Ihr Herz nicht; ich habe einen Auftrag von meiner Mutter, die Sie bitten läßt, meiner Schwester Unter-

richt im Clavier zu geben. Über die Bedingungen, wünscht sie persönlich mit Ihnen sprechen zu können.“ — „Edler junger Mann!“ fiel ihm Gustav ein, „ich bin über Ihr großmüthiges Anerbieten gerührt; ich werde mich sogleich anziehen, um Ihrer verehrungswürdigen Mutter und Schwester, meine Aufwartung zu machen.“ — Steinfeld wartete so lange, und Arm in Arm gingen die beiden neuen Freunde nach des ersten Wohnung, wo sie schon erwartet wurden. Gustav weinte Zähren des Dankes beim Abschied, denn er sah wohl, daß hier mehr Mitleid mit seiner Lage, als wirkliche Nothwendigkeit dieses Anerbieten veranlaßt hatte, da Amalie — so hieß seine neue Schülerin — schon ganz fertig spielte.

Ruhig und sorgenlos verlebte er nun einige Zeit in dieser kleinen Familie, als sich nach und nach durch den täglichen Umgang mit der schönen Amalie, jene mächtige Lei-

denschaft, Liebe, in sein unbewachtes Herz einschlich. Er gab sich zwar alle Mühe dieselbe zu unterdrücken, aber eben diese Bemühung fachte sie nur noch mehr an, und er, der sonst so freudig und unbefangen in Amaliens Gesellschaft gewesen, zitterte jetzt, wenn er mit ihr allein war, glaubte sich in jedem Worte zu verrathen und zum Gelächter zu machen. Auch entgingen Amalien alle diese Wirkungen ihrer Reize nicht; sie freute sich heimlich über ihren Sieg, denn der schöne, unschuldige Gustav gefiel auch ihr, und sie wartete mit Sehnsucht auf den Zeitpunkt einer bestimmten Erklärung. Schon fast seit der ersten Zeit seines Hierseyns war er ihr nicht unbemerkt geblieben, da ihn der Weg in seine Collegia täglich mehreremal bei ihrer Wohnung vorbei führte. Hinter dem Vorhange des Fensters lauschte sie dann stets, ob er nicht wenigstens einmal heraufblicken würde, und dann, wenn er vorbei war, verfolgte

sie ihn mit gierigen Blicken durch's aufgerissene Fenster die ganze Straße. — „Dies ist der Jüngling,“ sagte sie dann zu sich selbst, „den meine Einbildungskraft schon so lange forderte, vergebens unter allen Bewerbern meiner Liebe suchte, und nun auf einmal gefunden hat. Dies ist der Jüngling, der mein werden muß, wenn dies brennende Verlangen in meiner Seele befriediget, diese Leere in meinem Herzen ausgefüllt werden soll. O, wäre er doch schon mein!“ — Lange bemühte sie sich vergebens, seine nähere Bekanntschaft zu erlangen; denn da er mit ihrem Bruder in keiner genauen Verbindung stand, er selbst die öffentlichen Örter, an welchen sie mit ihrer Mutter dann und wann Zerstreuung suchte, nur wenig besuchte, so hätte es natürlich ohne die größte Auffallenheit nicht geschehen können; jetzt erst, da ihr Bruder, der im Stillen seine Schritte beobachtet hatte, und

sein Freund geworden war, seiner Mutter seine traurige Lage schilderte, und ihr Mitleid rege machte, ward ihr Wunsch auf eine Art erfüllt, wie sie es nie hatte ahnden dürfen.

Amalie war ein schönes, liebenswürdiges Mädchen, voll vom Drange nach Männerliebe, geschaffen um Liebe zu heischen, geformt um Liebe zu gewähren, hatte ein Paar blaue Augen, die den gestirnten Himmel in der kältesten Decembernacht übertrafen, einen Wuchs, den nicht jedes Lüftchen zu brechen schien, der aber jene volle, schöne und reizend geformte Rundung hatte, die so viel verspricht und der feurigen Einbildung so viel hinzudenken läßt, ein Haar, das in gekräuselten Locken von ihren Schultern herabfloß, und an Länge und Schönheit so manches andere übertraf; kurz, sie besaß Reize und Vorzüge, daß jeder, der Geschmack und Empfindung hatte, ihr huldigen mußte. —

Allein sie wußte es auch, daß sie schön war. Sie besaß kein böses Herz, aber unbändiges Jugendfeuer und ein damit verbundener Leichtsinns hatte sie schon jung mit Dingen bekannt gemacht, die ihr gefielen. Sie las viel und zwar ohne gehörige Auswahl, und dadurch waren Wünsche in ihr rege geworden, die sie befriediget wissen wollte, und Temperament und Einbildung machten ihr manche heiße Stunde, wo sie mit glühender Wange nach Kühlung lechzte; aber nie war sie erniedrigend, und lieber kämpfte sie mit den heftigsten Stürmen der Leidenschaft, als daß sie wieder Neigung und Geschmaack gewählt hätte. Wen sie lieben sollte, der mußte Vorzüge, mußte Schweigen gelernt haben; liebte sie aber einmal, dann herrschte Wuth und Unausprechlichkeit in jedem Blicke. Schon viele hatten sich um ihre Bekanntschaft, viele um ihre Liebe beworben, allein keinem war es geglückt, sie bis jetzt in dem

Grade zu erlangen, in welchem sie Gustav erlangt hatte. Er glich so ganz dem Ideale, das sie sich von ihrem künftigen Geliebten entworfen hatte, und sie sparte keine Mühe, durch die feinsten Umwege auch den kleinsten Winkel seiner Seele auszuspähen. In seinen Armen hoffte sie die Glut löschen zu können, die in ihrem unruhigen Blute tobte, da sie seine Neigungen und Schwächen erforscht hatte. Verstand und List standen ihr eben so gut zu Gebote, als Muth, Schnelligkeit und Vorsicht, die sie bei Gustaven vorzüglich anwenden mußte, damit es nicht schien, als habe sie ihm auf dem halben Wege die Hand geboten; er allein sollte die Schuld auf sich haben.

Sein solides Betragen und geschmeidiges Wesen sowohl, als seine mit Verstand und Wiß gewürzte Unterhaltung, hatten ihm in kurzer Zeit die ganze Gewogenheit und

Zuneigung der Hofrätthin, Amaliens Mutter erworben, und er war ihr gleichsam so unentbehrlich geworden, daß ihr etwas zu fehlen schien, wenn er einen Tag nicht da gewesen war. Sie besaß zu viel Menschenkenntniß und Erfahrung, als daß ihrem scharfsichtigen Auge die stille Liebe Amaliens zu Gustav, hätte entgehen können. Im Grunde hatte sie nichts dagegen, allein sie fürchtete bei beider zu großer Jugend, gefährliche und nachtheilige Folgen für die Zukunft, und deshalb beobachtete sie von nun an ihre Tochter genauer, ließ sie selten allein, und suchte auf diese Art ein offenerziges Geständniß ihrer Herzen zu verhindern. Allein, wird heftige, innige Liebe durch Hindernisse einige Zeit gehindert und unterdrückt, so gleicht sie dem Flusse, dessen schnellen Lauf man durch Dämme zu hindern sucht; er schwellt zur furchtbaren Höhe empor, übersteigt endlich den Damm, untergräbt

seine Feste, reißt ihn nieder, und verheert die ganze Gegend.

Eines Nachmittags war sie zum Besuch bei einer guten Freundin geladen, und Gustav traf seine Amalie allein. Sie saß am Clavier, und begleitete ein herrliches, ganz zur Liebe einladendes Stück mit ihrer bezaubernden Stimme. Gustav stand wie eingewurzelt, denn so schön hatte er sie noch nie singen gehört. Alle seine Sinne waren im Aufruhr und drohten seine Brust zu sprengen, und mit innigem Wohlbehagen bemerkte sie, daß sein lüsterner Blick heute begierig auf ihrem vollen, nur dünne verschleierten Busen haften, und bot alles auf, ihn noch mehr zu berauschen. Endlich sprang sie auf, drückte in der Hitze des Affekts seine zitternde Hand, und fühlte zum erstenmale einen leisen noch schüchternen Gegendruck, der deutlich die Regungen seines Innern

verrieth. — „Ein vortreffliches Stück! nicht wahr, lieber Werner?“ —

Werner. Und so herrlich von Ihnen ausgeführt; so neu belebt durch den Ton Ihrer bezauberten Stimme.

Amalie. [ihm lächelnd mit dem Finger drohend] Schmeichler!

Werner. [hastig] Das bin ich nicht, wahrlich! das bin ich nicht. — Nie hat mir das Stück so gefallen, als jetzt, nie habe ich das dabei empfunden. [schüchtern ihre Hand ergreifend und sie drückend] Herzlichen Dank, Amalie! Dies süße Gefühl bin ich Ihnen schuldig.

Amalie. Lassen Sie uns aufheben; ich habe gewiß eben so viel Vergnügen genossen als Sie.

Werner. [mit einem vielsagenden Blicke] Amalie!

Amalie. [rasch] Gewiß! — O, schon Ihre Gegenwart macht mich immer so ver-

gnügt, so — ich weiß nicht, wie ich es nennen soll.

Werner. [mit gepreßter Stimme und einem tiefen Seufzer] Amalie! —

Amalie. [überwunden von ihren Gefühlen, und alles um sich her zu vergessen scheinend; mit unnachahmlichem Ausdruck] Gustav! —

Werner. [mit ausgebreiteten Armen auf sie zusiegend] Mein! — Du mein? —

Amalie. [ihre Arme voll heißer Liebe um ihn schlingend] Dein mein Gustav! — Ewig Dein! —

Eine süße, seelige Minute. Der erste Kuß der Liebe glühte auf Gustavs Lippen. Die ganze Welt um ihn her schwand. Er fühlte nichts, als das herrliche Mädchen in seinen Armen, sahe nichts, als den sanften Blick ihrer blauen Augen. — Seelige Gefühle, die der erste Kuß einer edlen Liebe ins Herz strömt! Nur der, der sie selbst em-

pfunden hat, nur der wird wissen, daß Millionen ein elendes, kleines Sandkörnchen sind gegen dieses Gefühl, daß Kronen es nicht aufwägen, daß alle andre Erdenfreuden gegen diese nur eine Luftblase sind. —

Lange standen die Liebenden in dieser sprachlosen Gruppe, als auf einmal Amalie sich aus Gustavs Armen riß, mit dem Ausruf: „Meine Mutter!“ und in der That sie war es. Amalie hörte zwar nur jemand die Treppe herauf kommen, aber ihr guter Genius verrieth ihr, wer es sey. Sie sammelten sich schnell aus ihrer Verwirrung, und eine so gute Beobachterin auch ihre Mutter war, so entging ihrem scharfsichtigen Auge doch diesmal so manche zurückgelassene Spur.

— Seelig, unaussprechlich seelig fühlte er sich nun, wenn er in der Einsamkeit sich mit seiner Liebe beschäftigen, und ihr ungestört nachhängen konnte, und nichts in der Welt konnte ihn mehr aufbringen, als wenn er

darinne unterbrochen wurde. Er veränderte sich jezt mit jedem Tage, und wer ihn zuvor gekannt hatte, wußte gar nicht mehr aus ihm klug zu werden. Wo er ging und stand, da sah' und hörte er nichts, als Amalien, sie war sein erster Gedanke, wenn er des Morgens die Augen aufschlug, sie war es, die ihn des Nachts in den süßesten Schlaf wiegte. —

Ein paar Monate nach obiger Szene fiel Amaliens Geburtstag, und ein glänzendes Gastmal, wozu auch Werner und einige der besten Freunde des jungen Steinfeld gebeten wurden, sollte diesen festlichen Tag noch mehr verherrlichen. Amalie hatte Garstaven aus Absicht kein Wort davon gesagt, es auch ihrem Bruder verboten, und die Hofrätin glaubte ihn schon längst davon unterrichtet. — Nach Tische verließen unsere Liebenden die Gesellschaft, und schlichen sich in den schönen am Hause gelegenen Gar-

Garten, um ihrer Lieblingslaube zuzueilen.
Nach einigen Schäkereien fing Amalie auf
einmal an: „Nun, lieber Gustav! Du trin-
kest Dir doch heute Abend zur Ehre meines
Geburststages ein kleines Räuschgen?“ —

Gustav. [in stummer Verwunderung]
Was? — Dein Geburtstag ist heute, und
Du hast mir nicht eher ein Wort davon ge-
sagt? —

Amalie. [lächelnd] Du hättest mich
wohl anbinden wollen? —

Gustav. [etwas verdrüsslich] Es ist
aber doch nicht recht, daß Du mir's nicht
eher gesagt hast.

Amalie. [schmeichelnd] Laß es gut
seyn, lieber Gustav! Nun ist's einmal zu
spät, und ich muß Dir's nur gestehen, der
angenehmern Überraschung halber, habe ich
Dir's verschwiegen.

Gustav. [steht mißvergnügt da.]

Amalie. [scherzhaft] Ich glaube gar,

Du wirfst verdrüsslich darüber. [indem sie ihm mit ausgestreckten Armen ein Band entgegen reicht] Geschwind, komm her, da ist ein Band, binde mich an. —

Gustav. [stürzt in ihre Arme, und küßt und drückt sie wild an seinen Busen] Sey das indeß mein Angebinde! —

Amalie. [mit eben dem Feuer seine Küsse erwidern] Und das schönste, das Du mir geben konntest. —

Gustav. [sie immer heftiger umschlingend] Meine Amalie! Mein Alles! —

Amalie. Wie glühen heute Deine Lippen! [küßt ihn] Umschlinge mich nicht so derb, lieber Schwärmer! ich habe mich heute der brennenden Sonnenhitze wegen, nicht fest geschnürt.

Aber das hinderte ihn nicht, er wand seinen Arm feuriger um sie, und das Empfinden, das ihm dadurch zu Theil wurde, ließ ihn wenig auf das hören, was Amalie sagte.

Amalie. [sich ermannend] Was willst Du? Gustav! Ich habe noch keinem so viel über mich gestattet als Dir. — Willst Du Mißbrauch davon machen, und soll unsere Liebe ihr Ende in einem einzigen, unüberlegten Augenblicke finden? —

Gustav. [durchglüht] Nein, sie soll daraus Stärke und Festigkeit für die Zukunft ziehen. [klammert sich nach diesen Worten doppelt fest an sie an.]

Amalie. Das dünkt Deinen aufgewachten Begierden so, aber eine Stunde später wird die Befriedigung derselben anders entscheiden.

Gustav. [mit allem Feuer erhiteter Leidenschaft] Sie wird es nicht. O, Du kennst meine Liebe nicht. — Sieh' mich an, wie meine Augen rollen! Wie mein Gesicht glüht! Wie alles Dir, nur Dir entgegen schlägt! — Und du so schön! So leicht gekleidet! Deine Gefühle alle so im Aufbruch!

Der Tag so heiß! Der Ort so kühl! Dieser Ruheplatz so einladend! — Wollen wir nicht an diesem so festlichen Tage den Bund unserer ewigen Liebe besiegeln? O Amalie, entscheide! —

Amalie. [standhaft; die Aufwallungen ihres empörten Blutes verbergend] Nein; rufe Deine Sinne zurück; bittere Reue würde auf die That folgen. — Steh' auf, wenn Du mich lieb hast, und schone meiner; Du siehst so schön, so dringend, daß mir selbst Bange für meine Jugend wird. Steh' auf und kühle Dein Blut in Küssen ab, die sollen Dir zu tausend gewährt seyn.

Gustav. [empfindlich] Kaltes Mädchen! — Das ist der einzige Rath, den Du mir giebst? Ich sollte diese Gelegenheit so unbenutzt vorbei streichen lassen? — Nein, ich will Deine Kniee umfassen und nicht eher aufstehen, bis Du mir Genuß gewährst.

Amalie. [aufgebracht scheinend, und

ihrem Plane immer näher rückend] Also hilfst kein Bitten? Deine Ohren sind taub gegen das Flehen einer kämpfenden Jugend? — So muß ich hart werden. Bei dem Verlust meiner Liebe, bei der unausbleiblichen Folge eines gewissen Bruches zwischen uns, beschwöre ich Dich, laß von Deinen Zudringlichkeiten ab. —

Gustav. Harte Drohungen für meine Vernunft, aber schwache für das glühende Feuer meiner nach Genuß strebenden Begierden. Amalie! Mädchen meiner ersten und einzigen Liebe, höre mich! —

Amalie. [sich mit Gewalt und Schnelligkeit von ihm losreißen zu wollen scheinend] Laß ab, sonst wirst Du Deine unbefonnene Frechheit bedauern. — Sage, willst Du, der die Jugend stets so hoch erhob, sie als die beste und treueste Freundin auf diesem Erdenrunde pries, die uns in Leiden sowohl als in Freuden zur Hand gehe, und

uns, wenn das Schicksal uns auch noch so heftig verfolge, doch endlich glücklich mache, wenn wir nur die Pflichten, die sie uns auferlegt, und die freilich öfters nicht leicht sind, wie eben untre jetzige Lage zeigt, aufs strengste erfüllen; in deren Begleitung wir allein jedem Mißgeschick und jeder Laune des unerbittlichen Schicksals trogen, und seine Wuth verlachen können; die uns allein über andre Menschen erhebt, und demjenigen, der ihren Pfad nicht verläßt, immer mit ihm Hand in Hand durch die Schlangengänge des Lebens sich hinwindet; Belohnungen erteilt, die alles andre überwinden, und Kronen aufsezt die nimmer verwelfen; — willst Du diese Tugend, dies Ebenbild der Gottheit, auf einmal so tief und empfindlich kränken; Dich auf einmal zum Lügner aller der Lobreden, die Du ihr hieltest, machen? —

Gustav. [immer dringender], Amalie!
ich lasse Dich nicht.

Amalie. Halt ein! Nütze die Vortheile nicht, die Deine männlichen Reize, Deine kraftvolle Jugend, mein eigenes Feuer, meine Liebe zu Dir und der Zufall Dir darbietet. — Laß mich!

Gustav. Dann wär's gut? Das wäre Dein fester Wille? Ohnmöglich. Deine Gefühle lassen sich nicht täuschen. [mit einer Thräne im Auge] Amalie! Liebst Du mich denn nicht?

Gustavs Kühnheit wuchs, er sprang auf, sein Arm wand sich fest um Amaliens schwellende Hüfte, seine Küsse brannten wie Feuer auf Mund und Brust. Amaliens Auge füllte sich mit Thränen der Wollust; er war zu ungestüm, sie vielleicht aus Vorsatz zu schwach. — Da war's, daß der fein überdachte Plan des Mädchens zur Reife gedieh, und ihre Unschuld das Opfer ihrer Liebe ward. —

Enger waren nun beide verbunden. Nei-

gung hatte sie zu diesem Schritte verleitet, und also verursachte der Genuß keine Gleichgültigkeit. Gustav sah alle Schuld auf sich allein zurückgeworfen; denn knieend hatte sie ihn abgewiesen. — „Amalie!“ rief er, warf sich neben sie auf die Kniee, umfaßte sie, und hob die Rechte feierlich zum Himmel, „Amalie! sieh, hier im Angesicht des allsehenden Gottes, bei der Seligkeit, die ich dort hoffe, und [die Hand auf ihrem offenen Busen] bei der Seligkeit, die ich hier genoß, Du oder keine wird je mein Weib!“ — —

Amalie wandte sich, und wollte ihn zornig ansehen; aber ihr Blick schmolz am Feuer der Liebe. Sie war befriediget, schöner noch befriediget, als sie geglaubt hatte.

Das Leben der Menschen ohne Leiden, sagt einer unser beliebtesten Schriftsteller, ist eben ein solches Unding, als ein Sommer

ohne Hitze, ein Winter ohne Kälte; und wie wahr, wie richtig er dies gesagt hat, werden vielleicht die mehresten, wenn ich nicht sagen sollte alle, meiner Leser erfahren haben. — Das Schicksal hat zu wunderliche Launen, als daß es dem Menschen seine gesträumte Ruhe und Glückseligkeit gönnen sollte. — Der eine wähnt sich glücklich, wenn er die reinsten Erdenfreuden im Schooße einer lieben Familie genießen kann; aber — das neidische Schicksal gönnt ihm dieses Glück nicht, es entreißt ihm seine Kinder, an denen sein ganzes Herz hing, oder wirft ihn spielend in die Welt hinaus. — Ein anderer hängt an der Seite eines gefühlvoll liebenden Weibes, und die Hoffnung eines ihm würdigen Ebenbildes umgaukelt seine Seele mit himmlischer Freude; aber auf einmal kommt der furchtbare Räuber, das unerbittliche Schicksal, und stürzt ihn lachend von der Leiter des Glücks herab, und zer-

trümmert seine ganze Hoffnung, die ihm doch so seelige Gefühle verschaffte. — Noch einem andern gab es Reichthum und Freunde, und dieser träumt sich glücklich, während es schon auf eine schickliche Gelegenheit lauret, ihm alles dieses wieder zu entreißen. Nicht zufrieden damit, ihn in sein voriges Nichts zurückgeworfen zu haben, zwingt es ihn sogar, die um Hülfe anzusprechen, die er in seinen noch glänzenden Umständen unterstützt, und läßt ihn mit einem lauten Hohngelächter abgewiesen werden. Ja, das Schicksal ist unermüdet in der Verfolgung der Menschen; wir sind das Spiel, mit dem es sich beschäftigt. Nur Rechtschaffenheit, das Bewußtseyn edler Thaten, und die Überzeugung den richtigen Weg gewandelt zu haben, den uns eine höhere Vorsicht bezeichnete, sind die Waffen, die unüberwindlich sind, und mit denen man jenem schrecklichen Ungeheuer getrost und unerschrocken entge-

gen gehen kann. — Gustav war gewiß einer der rechtschaffensten jungen Männer, und sein gutes Herz bewies sehr deutlich, daß er zu bösen Handlungen ganz unfähig und verdorben war. Er war freilich noch in den Jahren, in welchen die Leidenschaften wild Befriedigung heischen, und leider mehrentheils auf Kosten der armen Vernunft, zu siegen gewohnt sind, daher kam es, daß das boshafte Schicksal sich ihn vorzüglich zum Gegenstand seiner Ränke ersah, und sich deswegen in die Gestalt einer alten Jungfer versteckte. —

Amalie hatte eine Ruhme, welche das Steinfeldsche Haus zuweilen mit ihren wiederlichen Besuchen beehrte. Zwar hatte sie eben nicht die gewöhnlichen Fehler der alten unverheuratheten Damen; aber Klatschbegierde, Neid, Verläumdungssucht und Geiz waren die Flecken, die ihren sonst ziemlich guten Charakter verunstalteten. Hierzu kam noch

eine vorzügliche Neigung, Uneinigkeiten zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts zu stiften; eine Neigung, die sie um so verzeihlicher hielt, weil sie das außereheliche Leben selbst für das beste pries, und auch öffentlich dafür erklärte. Ihrem eigenen Geständnisse nach, hatte sie dasselbe freiwillig gewählt, ohnerachtet sie — viele und vortheilhafte Gelegenheiten, sich zu verheirathen, gehabt zu haben rühmte. — Aber auch sie war, was alle alte Jungfern zu seyn pflegen — eine der ersten Betschwestern. Alle Morgen und Abende ertönte ihre Wohnung eine ganze Stunde von geistlichen Gesängen, und nichts als die Glocke der Uhr, oder der Besuch einer Freundin gleichen Alters, deren sie einige unterhielt, um mit den Tugenden und dem Lebenswandel ihrer Nebenmenschen in Bekanntschaft zu bleiben — war im Stande, ihre Andacht zu unterbrechen. Des Sonntags thronte sie von früh sieben bis

Nachmittags vier Uhr in der Kirche, und mußte es allemal so einzurichten, daß sie dieselbe gemeiniglich erst mit dem Geistlichen verließ, um ihn zum Zeugen ihrer Frömmigkeit zu machen. — Ihr Hauswesen war das christlichste, das sich nur denken läßt. Auch die Magd mußte an den Andachtsübungen Theil nehmen, und sie that es manchmal sehr gern, um durch das Singen den Hunger etwas zu beschwichtigen. —

Diese fromme Dame machte einst bei Amalien eine Kaffeervisite. Schon hatte sie eine lange Liste von Stadtsünden die Musterung passiren lassen; das Kapitel von den Liebhabern, welche sie aus Liebe zur Freiheit abgewiesen hatte, war schon abgehandelt; eine Menge Regeln für junge Leute in Absicht des andern Geschlechts war schon ihren holdseeligen Lippen entströmt, als Amaliens Bruder in Gustavs Begleitung dazukam. Gustav kannte die Dame und ihren Charak-

ter noch nicht; hatte sie noch nie in diesem Hause gesehen, daher war es ihm zu verzeihen, daß er seinem Freunde, der über die alten Betschwestern, die ihre Jugendsünden durch Singen und Beten wieder gut machen wollen, tapfer loszog, nicht nur beistimmte, sondern auch hinzusetzte: „Es ist für den Hausfrieden die gefährlichste Menschenklasse, die ich kenne. Aus Verdruß, daß sich kein Anbeter ehemals von ihnen fesseln ließ, säen sie den Saamen der Zwietracht zwischen Verheirathete und Verlobte, und zerstören künftige Verbindungen im Keime. Das Herz, das keinen Liebhaber unter den Mannspersonen finden konnte, bieten sie nun dem lieben Gott dar, und diese desperante Frömmigkeit ist weiter nichts, als eine immer treibende Wurzel des Neides und der Verläumdung.“ —

Die Tante schoß einen grimmigsten Blick auf den armen Gustav, und nahm eine

Priefe, um die aufsteigende Röthe in ihrem Gesicht zu verbergen, und Amalie drohte ihm lächelnd mit dem Finger. Sie erhob sich dann vom Stuhle, nahm Amalien bei der Hand, und watschelte gleich einem erzürnten Truthahn zur Thüre hinaus nach dem Garten, um dort ihre fromme Wuth abzukühlen. — Jetzt erfuhr erst Gustav von Steinfeld den die nahe Verwandtschaft dieser Dame mit seinem Hause, und machte ihm Vorwürfe, daß er ihm dies nicht eher gesagt, und noch dazu zu dieser Äußerung veranlaßt habe. Doch dieser nahm ihn lächelnd beim Arm und sprach: „Komm, lieber Werner, wir wollen ein wenig vor's Thor gehen, unterdeß legt sich der Sturm!“ — Sie gingen.

Die Tante war aber unterdeß auch nicht müßig. Sie hatte mit ihren Argusaugen sehr richtig bemerkt, daß zwischen Gustaven und ihrer Nichte ein geheimes Verständniß

obwalten müsse. — Ohne den eigentlichen Vorfall zu erwähnen, fing sie von weitem an, Amalien Werners Charakter verdächtig zu machen. Sie erzählte ihr, man rede hier und da, daß er heimlich ausschweife. Sie selbst habe bemerkt, daß er mit einem gewissen Frauenzimmer in ihrer Nachbarschaft in einer verbotenen Verbindung stehe. — Als sie aber sah, daß Amalie auf alles dieses nicht zu achten schien, so zog sie weislich zurück, um sich nicht zu verrathen, und beschloß, ihre Mine auf einer andern Seite wirksamer anzulegen.

Einige Tage nachher kam sie wieder, und Gustav, der im Anfange auch zugegen war, schloß aus ihrem freundlichen Betragen gegen ihn, daß sie alles vergessen habe. Einige Augenblicke nachher aber, als sie mit der Hofrätthin allein war, fing sie gegen diese ihre Operationen an. Sie wußte ihr durch mancherlei Umschweife die Entdeckung abzu-

abzulocken, daß Gustav wirklich ernsthafte Absichten auf ihre Tochter habe. Jetzt redete sie ihre offenherzige Schwester mit fester Miene folgendermaßen an.

Tante. Ich muß gestehen, liebe Schwester, Amaliens Wahl, wenn sie anders, wie ich glaube, Dir nicht ungünstig ist, scheint allerdings ihrem Geschmacke Ehre zu machen. Herr Werner scheint ein anständiger, junger Mann zu seyn, und ich könnte nicht sagen, daß er mich je mit einer Miene beleidigt hätte. Indeß, Vorsicht kann nicht schaden. Man kann in unsern jetzigen verderbten Zeiten [und ein tiefer Seufzer begleitete diese Worte] nicht aufmerksam genug auf die jungen Leute seyn, so gut wissen sie sich zuweilen zu verstellen. Ich habe, wie gesagt, nichts wieder Wernern, aber wenn meine Vermuthung gegründet, wenn das wahr ist, was man hie und da munkelt, so will ich wenigstens rathen, vorsichtig zu seyn.

Hofrätthin. [runzelt die Stirne in Falten; etwas heftig] Deutlicher, liebe Schwester, deutlicher!

Lante. [im Tone der Unschuld] Man sagt: Er habe Umgang mit lüderlichen Weibspersonen. — Wenn dies wahr ist, so ist Amaliens Vermögen wahrscheinlich nur die Braut, der er gern angetraut seyn möchte.

Hofrätthin. [aufgebracht] Dazu gehören mehrere und bestimmtere Beweise, als Deine bloße Erzählung, wodurch Du ihn vielleicht nur bei mir und meiner Tochter anschwärzen willst! — wahrscheinlich hat er Dir etwa einmal die Wahrheit über Deine Frömmigkeit gesagt. —

Lante. [verschluckt mit Stillschweigen diese Pille] Glaubst Du, daß ich ohne Grund einem Menschen etwas Böses nachsagen werde? — Schon einigemal habe ich Wernern aus dem Hause, worinne jenes

Frauenzimmer wohnt, herauszuschleichen sehen. Man soll keinem Menschen etwas übles zu-
trauen, aber, Du gerechter Gott! die Men-
schen machen es ja in unsern schlimmen Zei-
ten so arg, daß man auf seiner Huth seyn
muß. Gestern muß ich von ohngefähr er-
fahren, daß er auch einen Briefwechsel mit
dem Menschen unterhält. In der Dämme-
rung bin ich eben von einem Besuche bei
einer Freundin auf dem Heimwege, als ich
seinen Aufwärter aus seiner Wohnung kom-
men, und ein Billet verliehen sehe. Ich hob
es auf und rufte ihm nach, allein er war
nicht mehr zu sehen. Es war nicht versie-
gelt; um also meine liebe Nichte warnen zu
können, wenn meine Vermuthung gegrün-
det seyn dürfte, behielt ich es zurück. Hier
ist es; lies es selbst, und sage, ob man
nicht große Ursache habe, auf seiner Huth zu
seyn.

Die Hofrätthin nahm das Billet mit einer

mürrischen Miene, aus der sich ihre Schwester alles Gute für ihre Absicht versprach, und las:

Lieber Herr Werner!

Ich danke Ihrer Güte für den übersandten Beitrag, zum Unterhalt des Kindes; und werde mir zu seiner Zeit schon die Freiheit nehmen, mich abermals an Sie zu wenden. Denn hoffentlich werden Sie es nicht darauf ankommen lassen, daß man am Ende noch die Obrigkeit um Hülfe für das unschuldige Kind angeht. — Lebenslang die Ihrige

Louise M.

Sie gerieth nach Lesung dieser Zeilen in keine geringe Bestürzung, wußte nicht, ob sie Wernern diese Niederträchtigkeit zufrauen, oder es für eine Verläumdung ihrer heuchlerischen Schwester halten sollte. Sie rüfte

ihre Tochter, gab ihr das Billet, und wenig fehlte, daß das gute Mädchen in Ohnmacht gesunken wäre. — „Geschwind, liebe Mutter! lassen Sie Wernern rufen; hier, in Beiseyn unserer aller, soll er sich vertheidigen. — O, Gustav! hättest auch Du mich hintergehen können? Hätte auch Dein offnes Auge geheuchelt? — Dann Natur, schaffe keinen Menschen mehr aus männlichem Stoff, wenn Du gute Mutter heißen willst! Sollen Deine Kinder glücklich seyn, so gieb ihren Sehnen keine Kraft, ihrem Oden keine Wärme, ihren Busen kein Herz. Gieb ihnen Schalksinn und eine doppelte Zunge, und immer lächelnde Lippen. — Dann schaffst Du Meisterstücke in dieses große Komödienhaus.“ —

Die Tante freuete sich herzlich, daß beide so schnell Feuer gefangen hatten, und der Gaame der Zwietracht schon so früh zu keimen anfing. — „Aber,“ sagte sie, „was thun wir, liebe Schwester! um völlige Ge-

weißeit zu erhalten? — Mein Rath wäre: wir sähen, daß wir seine Antwort in die Hände bekämen.“ —

Dieser Vorschlag fand Beifall, und Amalien wurde von ihrer Mutter auf's strengste verboten, Wernern das geringste davon merken zu lassen. Das gute, wie sie glaubte, gekränkte Mädchen versprach es, und hielt leider! zu ihrem eigenen Unglück, nur zu pünktlich Wort. —

Schon am folgenden Tage, trat die Tante mit den Worten zur Thüre herein: „Freut euch mit mir, meine Lieben! Ich habe einen Fund gethan. Heute brachte mir meine Magd dieses Billet, der es Werners Auswärter, den sie nach meinem Befehle durch ein Biergeld auf ihre Seite gebracht hat, gegeben hatte, welches an das bewußte Frauenzimmer ist. Ich habe mir nicht einmal Zeit genommen, es aufzumachen und zu lesen, sondern so wie ich es er-

hielt, zog ich mich gleich an, und eilte hierher. Nun können wir uns auf einmal überzeugen, woran wir mit dem Herrn sind.“ —

Hestig, und mit bangen Erwartungen riß ihr Amalie das Billet aus der Hand, erbrach es, und las folgendes:

„Heute Abend, in der Dämmerung,
erwarten Sie auf alle Fälle Ihren aufrichtigen Freund

Gustav Werner.“

Doch um den armen, edeldenkenden Gustav bei meinen Lesern nicht nur zu entschuldigen, sondern auch die Erhabenheit seiner Handlung in ihrer ganzen Größe darzustellen, will ich die Ursache dieser angespannten Kabale, und auch zugleich den nur zu glücklichen Ausgang derselben hersehen.

Schon vor langer Zeit, als noch sein Wohlthäter lebte, und er eine völlig zureichende Unterstützung von demselben bekam, ging er an einem angenehmen Tage ins

Freie spazieren. Er schwärmte so lange in der schönen Natur herum, daß ihn der plötzlich einbrechende Abend an einen schnellen Rückweg mahnte. Er nahm den kürzesten Weg, und kam durch den einsamsten Theil der Vorstädte in eine Gegend, die er noch nicht kannte. Plötzlich hielt ihn ein ängstliches Winseln, das aus einer niedrigen Hütte zu kommen schien, auf. Er trat hinein, und sah einen Anblick, der dem härtesten Menschenfeinde hätte Thränen entlocken können.

Man denke sich die traurigsten Zeichen der größten Dürftigkeit. Halb ausgefaulte Dielen, Fenster halb mit Papier verklebt, Stühle und Tische, die jeden Augenblick aus einander zu fallen drohten, und im Hintergrunde in einer Bettstelle, die bloß mit Stroh ausgefüllt war, eine Weibsperson, die in den letzten Zügen zu liegen schien; neben ihr ein jimmerndes Kind, und vor dem Bette eine andre weibliche Figur, welche

die Hände rang, und vor Jammer fast nicht sprechen konnte. „Ach, meine Schwester stirbt!“ war alles, was sie herausbringen konnte. Sie stürzte dann wieder hin auf die Kranke, welche auch bald darauf verschied.

Endlich, um zu helfen, wo noch zu helfen war, konnte er doch so viel von ihr herausbringen, daß sie ihm unter Schluchzen und Weinen erzählte, der Mann der so eben Verschiedenen, sey ein armer Tagelöhner gewesen, der vor einigen Monaten an einem Faulsieber gestorben war. Durch die unvorsichtige Wartung des Kranken, habe sich ihre Schwester die nämliche Krankheit zugezogen, und sey während derselben von diesem Kinde entbunden worden. Das Elend habe die Wuth der Krankheit vermehrt, und da die Verstorbene blutarm gewesen sey, sie selbst aber ihre gewöhnlichen Arbeiten größtentheils habe ausgeben müssen, um ihre

Schweiger zu warten, und das, was das Mitleid einiger guten Freunde ihr zugeworfen habe, nicht hinlänglich gewesen sey, so wären die letzten Tage dieser Unglücklichen eine schreckliche Verbindung aller möglichen Leiden gewesen.

Sie bat ihn um einen Beitrag zum Begräbnisse, und um seine Verwendung für das Kind, daß die Obrigkeit dessen Erziehung übernehmen möchte. Da jeder Blick in dieser Wohnung des Jammers ihn von der Wahrheit ihrer Erzählung überzeugte, so gab er ihr alles Geld, was er bei sich hatte, zum Begräbniß der Verstorbenen und zur ersten nothwendigen Pflege des Kindes, und gelobte bei sich selbst, für die Erziehung des letztern, so weit es in seinen Kräften stünde, zu sorgen.

Eben hatte er beschlossen, dieser Armen mündlich die Fortsetzung seiner Gabe zuzusichern, und sie daher in dem oben ange-

führten Billet auf seinen Besuch vorbereitet, welches durch Bestechung in der Tante Hände fiel, und von ihr sehr geschickt zur Stillung ihrer Nachsicht angewendet wurde.

Gustav verweilte bis zur bestimmten Zeit bei Amalien, die er heute so kaltsinnig, ja so gar unhöflich antraf, daß er voll Mißlaune sich von ihr entfernte, und zu der Unglücklichen eilte. Er fand sie weinend, und wurde bei dieser Gruppe so gerührt, daß er sie um die Ursache ihrer Thränen fragte. Ohne ihm gleich zu antworten, stand sie auf, umfaßte mit ihrem rechten Arm seine Kniee, hielt mit dem linken den Kleinen, und sagte: „Sie sind Vater dieses verlassenen Kindes; um Ihetwillen vergieße ich Thränen;“ weiter zu reden, erlaubten ihre Empfindungen nicht.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und er sah zu seiner größten Verwunderung seine Amalie mit der alten Tante

hereintreten. Er trocknete seine Augen, und suchte sich von diesem Weibe loszumachen, um sich seiner Amalie zu nähern. Allein das Weib hielt ihn fest und sagte: „Jeder sey Zeuge von dem, was Sie an mir gethan haben.“ — Voll edlen Zorns sahe Amalie auf ihn hin, und sprach: „ich habe gehört und gesehen, wer Sie sind!“ — wendete sich um, und entfernte sich.

Gustav eilte ihr nach und begegnete ihr auf die Art, wie er es zu thun gewohnt war; allein unwillig wandte sie sich gegen ihn, und stieß ihn als einen Verbrecher von sich. Die Überzeugung von seiner Unschuld hielt ihn fest, daß er nicht wankte; denn so etwas hatte er von niemanden, noch viel weniger von seiner Amalie erwartet. Er glaubte sie durch Briefe in der Folge von seiner Unschuld überzeugen zu können; aber alles war vergeblich. Endlich, um seinen Zudringlichkeiten nicht weiser ausgesetzt zu

seyn, verreise sie mit ihrer Mutter in ein benachbartes Bad.

In kurzer Zeit hörte Gustav, daß man allgemein von ihm spräche, als von einem Niederträchtigen. — — Er erschrak über diese Nachricht, und suchte Trost in seiner Jugend. Er erhielt ihn auch durch sie, und war ruhig, so lange er allein war; aber dann fühlte er eine Unruhe in sich, wenn er vor Menschen erschien. Er konnte ihnen nicht mehr mit heiterm Gesicht unter die Augen treten, denn er dachte bei jedem, der ihn sahe: auch dieser nennt dich vielleicht einen Verbrecher. —

Lange Zeit lebte er, auf seiner verschlossnen Stube, ein wahres Gefangenleben, bis er endlich zu seinem Unglück an einem Sonntage einen Spaziergang auf ein benachbartes Dorf, wo ein gewisses jährliches Fest gefeiert wurde, zu machen beschloß. Heiterer als gewöhnlich, wanderte er zum Thore hin-

aus, und auf dem angenehmen Fußsteige hin, bis er an den Gasthof anlangte. Raum konnte er hier durch die Thüre, so voll und angefüllt war es von allen Klassen der Menschen. — Hier predigte Todtenblässe auf dem eingefallnen Gesicht eines Jünglings die Wahrscheinlichkeit, daß er vielleicht mehrere Nächte hindurch, an dem durchwühlten Busen eines feilen Geschöpfs geschwelgt. — Dort saßen einige ausgedorrte Figuren von Weibsbildern, auf deren ausgehohlnen Wangen und Augen man fest schwören konnte, daß tausend nicht hinreichten, die alle durch sie Gesundheit und Ruhe verlohren: und so konnte man fast bei jedem an Kleidung, Gang, Gespräche und Miene sein Amt, Profession und Leidenschaft erkennen. Im Garten wurde nach dem Vogel geschossen; auf dem Saale tanzte man; in der einen Stube spielten zwei Herren Billard, deren lächerlicher Stolz sich oft auf weiter nichts, als

zwei Uhr — Ketten gründet; in der andern Stube wurde gesungen und getrunken, und in einem Seitengemach, wo es am stillsten zuging, und in welches Gustav ohne Absicht hineinging, stand eine lange mit Leuten besetzte Tafel, an welcher Pharaos gespielt wurde. Er hatte sich kaum unter die übrigen Zuschauer gestellt, als plötzlich die Betrügereien eines Pointeurs, einen hitzigen Wortwechsel veranlaßten, welcher gar bald in eine völlige Prügelei überging. Gustav wollte sich aus dem Staube machen, allein es war schon zu spät. Der unerwartete Lärm hatte alles in Aufruhr gebracht, und ehe man sich's versah, drang eine Zahl Hässcher, die bei solchen Gelegenheiten schon meist in Bereitschaft stehen, in die Stube. Einige stellten sich nun vor den verschlossenen Eingang, andere nahmen die Bank in Beschlag, noch andere endlich ließen den Anwesenden ihre Namen aufschreiben. Un-

ter diesen befand sich natürlich auch der unglückliche Gustav, der, auf seine Unschuld sich stützend, seinen wahren Namen nannte, indeß die übrigen, die schon mehr Bescheid in diesem füzlichen Falle wußten, erdichtete sagten.

In aller Frühe den andern Morgen wurde an seine Thüre geklopft, und ein statlicher Mann, mit einem altväterischen Degen an der Seite, trat herein. — Es war der Pedell, der ihm vorn Concilio zu erscheinen befahl, jedoch die Ursache nicht anzugeben vermochte, sondern den Auftrag vom Rector selbst erhalten zu haben, versicherte. Ohnmöglich, dachte er, kann es wegen der gestrigen Affaire seyn; aber es war so. — Unersehroffen stellte er sich ein, und noch ehe er hineinkam, war schon in der ganzen Versammlung das Gespräch von ihm. Die Nachrichten, die der Rector wegen seiner Aufführung eingezogen hatte, mochten aus
dem

dem Munde seiner Feinde gekommen seyn, die er sich wahrscheinlich durch Amaltens Bekanntschaft zugezogen hätte. Sie waren daher äußerst nachtheilig, und man betrachtete ihn schon im voraus als einen lüderlichen Menschen. Er wurde vorgerufen, und die Anrede, die man an ihn that, war hart und beleidigend; er wurde als ein Verbrecher, als ein Übertreter der Gesetze behandelt, und doch war sein Gewissen rein. Man hörte ihn gar nicht, sondern verbot ihm sogar das Maul, als er sich etwas lebhafter zu vertheidigen begann. Lange blieb er gelassen, als man ihn aber gar zu hart angriff, gerieth er in Hize, und stieß übereilte Antworten heraus. Der Rektor fühlte sich beleidigt, klingelte, und befahl: ihn auf's Karzer zu bringen.

Ohne Wiederrede mußte er folgen, und sich verschließen lassen, indeß die versammelten Richter über ihn berathschlagten.

Alles wurde so eingerichtet, daß die Relegation gewiß war; nur einige Mitglieder stritten dawider, aber sie wurden übertäubt. In kurzer Zeit war die Entscheidung da, und ihm sein Urtheil bekannt gemacht, und anbefohlen, daß er binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt verlassen sollte. — Jetzt fühlte er erst sein Unglück recht lebhaft, und mit einer Thräne im Auge verließ er Leo's Thore. —

Zweiter Abschnitt.

62

Von einer Amtsreise kehrte Prediger Willfeld, ein Mann, wie es unter seiner Classe leider! nur so wenige giebt, mit dem aufklärtesten Verstande und allen jenen Eigenschaften versehen, welche ihn seiner Stelle würdig machten, und auch die ungeheuchelte Liebe und Vertrauen seiner Gemeinde erworben hatten, zurück. Schon konnte er die Spitze seiner Kirche, in welcher er Menschenliebe und Ausübung der Tugend seinen aufmerksamen Zuhörern so oft einschärfte, von einer Anhöhe, an dem vergoldeten Knopfe durch das Dunkel erkennen, und nur ein kleiner, ohngefähr eine halbe Stunde We-

ges langer, dichter Wald, trennte ihn noch von seiner Heimath. Die Finsterniß, die in demselben herrschte, nöthigte den bedächtigen Kutscher langsamer zu fahren, und bald hatten sie das Ende erreicht, als sie ein Winkeln wahrzunehmen glaubten, welches sich zur Rechten des Weges erhob, und je näher sie kamen, desto mehr wurden sie überzeugt, daß ihre Sinne sie nicht trügten. Willfelds mitleidige Seele wurde sogleich bewegt, weil er diese Stimme für das Wehklagen eines Verunglückten hielt. Er befahl daher, ein wenig zu halten, sprang ab, und ging dem Winkeln, welches immer stärker wurde, ohnerachtet alles Warnens seines ehrlichen Kutschers, welcher meinte, daß dies vielleicht eine Lockstimme von Räubern seyn könne, nach. Er kannte keine Furcht, zumal da, wo sein Gefühl für Menschheit regte wurde, hörte nicht auf das ängstliche Warnen. Er ging weiter, allein es stellten sich

ihm so viel Hindernisse in den Weg, daß er fast gezwungen worden wäre, unverrichteter Sache zurück zu kehren. Tiefes Moos, finsternes Dickicht, alte modernde Bäume, Löcher und Gruben — alles dieses machte ihm jeden Schritt streitig. Zwar war die Begierde groß, zu retten und beizustehen, aber beinahe hätte ihn die Furcht überrascht — wenn vielleicht Räuber ihn dort überfielen, und ihm der Rückweg zur Rettung nicht offen stünde. Er stand daher stille, denn auch das Geräusch schwieg; statt dessen aber hörte er ein starkes, fürchterliches Röcheln. — „Nein“ sprach er, ob ihn gleich ein Schauer überlief — „dies ist ein Unglücklicher, ich eile ihn zu retten.“ — Er drang vollends das Dickicht, und kam auf einen freien Platz, welcher aber durch die hohen und dicken Bäume, die sich über ihn wölbten, ganz finster war. Kaum war er einige Schritte weiter getreten, als eine rö-

Helnde Stimme unter seinen Füßen plötzlich sich erhob, die ihm durch alle Adern bebt, Zugleich stieß er an einem Körper, und wäre beinahe selbst über denselben gefallen; — „D — wenn noch Barmherzigkeit da ist“ rief es, „so tödte mich vollends, daß ich ein Leben endige, welches mir nur zur Quaal ist!“ — Er freut, noch so viel Leben bei diesem Menschen zu finden, rufte Willfeld seinen Kutscher, und dieser, welcher seinen braven Herren in Gefahr glaubte, kam mit einem starken Prügel bewaffnet, herbei gesprungen. Allein bald ward er eines andern belehrt, und nun trugen beide diesen Menschen, den die Bewegung eine starke Ohnmacht zugezogen hatte, bis in den Wagen, und bemerkten hier, daß er größtentheils am Kopfe beschädiget sey.

Die menschenfreundliche Gattin des Predigers, in allen ihren Handlungen ganz das Ebenbild ihres vortrefflichen, ehrwürdigen

Mannes, erschraß nicht wenig bei dem Anblick dieses Gastes, besorgte sogleich ein gutes Bette, und schaffte in der Geschwindigkeit mit ängstlicher Besorgniß einige Hausmittel herbei, den Armen wieder ins Leben zurückzurufen. Zwar gelang es auch ihrer liebevollen Pflege, allein mit seinem Erwaschen war auch seine Vernunft dahin, und ein hitziges Fieber, die Folge der starken Verwundung, und des häufigen Blutverlustes. Er fantasierte unaufhörlich, und stieß in dieser Verwußtlosigkeit seiner Sinne Worte und Reden aus, die den aufmerksamen Willfeld auf ein besonderes Schicksaal schließen ließen, und begierig machten, die Ursache seiner jetzigen schrecklichen Lage zu hören. Er wandte alles zur Wiederherstellung seiner Gesundheit an, und Gott segnete die Bemühungen des Redlichen — er genas, wiewohl nur langsam. Schon konnte er etliche Stunden des Tages außer dem Bette

dauern, und bald ward ihm auch gestattet, seine erschöpften Glieder durch die frische Luft in dem schönen Garten zu stärken. Noch hatte er seinen Wohlthäter, seinen Retter nicht zu Gesicht bekommen, da dieser bis zu seiner völligen Genesung diese angreifende Szene sparen wollte. Jetzt glaubte er, sey dieser Zeitpunkt gekommen, und mit bangen Erwartungen zeigte er sich ihm als seinen Wirth. — Ich wage es nicht, diese Szene zu schildern, sie darzustellen in ihrer ganzen Erhabenheit; wem ein empfindendes Herz im Bosen schlägt, der denke sich sie, und wisse, dieser Unglückliche war — Gustav Werner. —

Nach und nach erlangte er seine vorige Gesundheit wieder, und in einer traulichen Stunde entdeckte er seinem Wohlthäter seine ganze unglückliche Geschichte. — „Ich mußte nicht“ schloß er seine Erzählung „wo ich mich hinwenden, wo ich Rath, wo ich Trost

für meine bejammernswürdige Lage finden sollte. Mein wenig Geld das ich noch besaß, war bald aufgezehrt, und ich sah mich nun genöthiget, wenn ich nicht Hungers umkommen wollte, meine Zuflucht zu den mitleidigen Bestimmungen edler Menschenfreunde zu nehmen. — Meine noch ziemlich neue Kleidung mochte einen Schändlichen auf die Gedanken gebracht haben, als führe ich viel Geld bei mir, und reise bloß meines Vergnügens halber zu Fuße; er war mir nachgeschlichen, und überfiel mich in eben dem Wäldchen, wo Sie, edler Mann! mein Retter und Wohlthäter wurden.“ — Willfeld staunte über des Labyrinth von Elend, in das ihn Kabale gestürzt hatte, sah' eine Weile vor sich hin, und schien über etwas nachzusinnen. Endlich fuhr er auf: „Wissen Sie was, lieber Werner! Sie bleiben so lange bei mir, bis ich Ihnen ein für Ihre Kenntnisse, schickliches und gutes Unter-

kommen verschafft habe. Professor M. in H. ist mein guter Freund, diesen werde ich bitten, da er sehr oft von vornehmen Häusern den Auftrag, einen Hofmeister zu schaffen, bekommt, daß er bei der ersten Gelegenheit vorzüglich auf Sie Rücksicht nimmt.“ — Gerührt über diese so seltene Großmuth, wollte zwar Werner anfangs Einwendungen gegen diesen Vorschlag machen, und sich mit Unhöflichkeit, und den mancherlei Beschwerlichkeiten die sein längeres Daseyn verursache, entschuldigen, allein gar bald sahe er sich genöthiget zu schweigen, und dem Willen des Predigers nachzugeben. —

Nicht bloß die vortrefliche Lage des Ortes, nicht bloß die Schönheiten der Natur, die hier in ihrer ganzen Fülle ausgegossen zu seyn schienen, und alle ihre Produkte zur Bewunderung aufgestellt hatte, sondern meist die sorgsame Behandlung, womit man ihn beehrte, und die Gesellschaft des Predigers

und seiner liebenswürdigen Gattin, waren nach und nach im Stande, die Falten auf seiner jugendlichen Stirn, die ein hartes Verhängniß erzeugt hatten, wieder zu ebenen, und einen Glor über seine überstandenen Leiden zu ziehen. Die Zeit, die er von seinem Studiren, das er bei der schönen und auserlesenen Bibliothek Willfelds in ungetrübter Ruhe fortsetzen konnte, zur Muße bestimmte, widmete er der Dekonomie, zu der er noch immer eine sehr große Neigung besaß, und wozu ihn auch Willfeld, der selbst ein Kunsterständiger davon war, und eine große Blumenpflege hatte, vorzüglich anspornte. Manchen schönen Nachmittag wandelten sie in den Garten, oder auf das Feld, oder in die Wiesen, oder in die naheliegenden Büsche, wo er ihm als ein thätiger Dekonom die vortreflichen Anlagen zeigte, welche er überall gemacht hatte, und ihn öfters um seine Meinung bei

Ausführung eines neuen Planes bat. Senkte sich dann der Abend auf seinem sanften Geflügel nieder, so fanden sie in einer dichtbewachsenen Laube ein erquickendes Mahl, welches ihnen unterdeß die zärtliche Hausfrau besorgt hatte, und genossen es in reiner Harmonie ihrer Seelen. — Manchen heitern Morgen, wenn die Sonne in ihr blendendes Rosengewand gehüllt, durch das Thal lauschte, eilte er mit dem Spaden in der Hand in den Garten, nestete sich im Morgenthau, arbeitete unter dem Flüstern der schlanken Pappeln und dem Geräusch des Wasserfalls, vergnügt an den Ufern des kristallinen Baches, welcher mit seinen silbernen Bogen den Garten näßte, und durch seine wohlthätigen Überschwemmungen, im Frühling die Wiesen in den blühendsten Zustand versetzte, und mischte sein stilles Morgenlied in die Gesänge der Lindenbewohner, welche neugierig seine frühen Ar-

beiten auf den niedern Ästen beschwachten; kam öfters der Morgensonne zuvor, und begrüßte ihren prächtigen Ausgang auf einem zauberischen Hügel, welcher mit unnachahmlicher Schönheit das Thal umfaßte. —

Mit heiterer Miene trat eines Morgens Willfeld, einen offenen Brief in der Hand, in sein Zimmer, und brachte ihm die frohe Nachricht, daß ihm der Professor eine sehr einträgliche Hauslehrerstelle bei dem Herrn von R. verschafft habe, welche er auch sogleich antreten könne. Dankend fiel ihm Werner um den Hals, edle Thränen des heißesten Entzüdens machten seinem gepreßten Herzen Lust, und der biedre Mann weinte vor Freude selbst mit. — Noch einige Zeit, ehe das nöthige Reisegeld vom Herrn von R. anlangte, verweilte er hier, und wer vermag herztreffend die rührende Scene zu schildern, als er das letztemal an Willfelds Halse hing, das letzte mal seine dank-

baren Empfindungen im freundschaftlichen
Auffe bestätigte, und von Wehmuth über-
mannt sich in den Reisewagen schwang? —

Das war doch wahrlich ein Mann, der
den ehrwürdigen Namen eines Predigers
und Dieners der Religion, in seinem gan-
zen Umfange verdiente! —

Sein Empfang im Hause des Herrn
von R. überraschte ihn; es schien, als wenn
man einen längst erwarteten Freund, nicht
aber einen Untergebenen — denn was stellt
in manchem adelichen Hause der Hofmeister
anders vor, als den ersten Bedienten? —
empfangen. In den ersten Tagen wurde er
bloß auf den großen und weitläufigen Be-
sitzungen herumgeführt, und erwarb sich
vorzüglich durch seine Kenntnisse in der Land-
wirthschaft, den ganzen Beifall seines Gebie-
ters, der ihn gleich beim ersten Anblick lieb
gewonnen hatte. Er glaubte in ihm ganz
den Mann gefunden zu haben, den er für
seinen

seinen Moritz schon längst umsonst gesucht hatte. Besonders befahl er ihm daher: seinen Sohn nicht zu einem Taselkopf zu erziehen, der nur da wäre, um mit schönen Frauenzimmern zu liebäugeln, zu urtheilen, welches wohl die beste Tänzerin sey, ob sich diese und jene geschmackvoll trage, und dergleichen Dinge mehr, worauf bei unsrer jetzigen modischen Erziehung leider! nur die meiste Rücksicht genommen wird. Gustav arbeitete in seinem jetzigen Beruf treu und redlich. Sein Geist hatte zwar viel gelitten, allein durch seine jetzige Arbeit, und durch die öftere Unterhaltung mit dem Herrn von R., der in vielen Stücken seinem unvergeßlichen Wohlthäter ähnelte, wurde er wieder neu belebt. Er fing an die Begebenheit, die ihn so sehr zu Boden schlug, als Möglichkeit anzusehen, und mußte sich selbst gestehen, daß der heftigste Schmerz in Gleichgültigkeit und Vergessenheit, oder doch

wenigstens in sanfte Wehmuth übergehen könne. —

Ich würde meinen Lesern gern eine genauere Nachricht von dem Herrn von R. und seiner Gattin liefern — betreffend ihren Charakter und die Begegnisse, welche des Lesens nicht unwerth seyn würden, wenn mir nicht bloße Bruchstücke davon bekannt wären. Doch — ich will diese ausheben, und sie hier in der Kürze mittheilen.

Der Herr von R. war in seinen früheren Jahren ein Mann, der sich nicht gern an die Geseze anderer band, noch viel weniger an seine eigene, welche er sich nie entworfen hatte. Sein Wille stand mit seinem Verstande selten im Gleichgewicht; jener übervog diesen gemeiniglich. Man würde sich aber eine unrichtige Zeichnung von ihm machen, wenn man ihn in die Classe derer setzen wollte, welche ganz unabhängig von der Kette der Wesen zu seyn glauben, oder

mit andern Worten, welche zügellos durchs Leben rennen. Das Rad, welches seinen Geist beständig trieb, war Tapferkeit und Muth. Vermöge seiner Schwungkraft war es nicht möglich, daß andere Begriffe in den Mittelpunkt desselben dringen konnten, welche seine Schnelligkeit gemäßiget, oder ihr eine andere Richtung gegeben hätten. Sie blieben alle in der Entfernung. Trunken leitete ihn seine Leidenschaft zum Schwert, und dieses führte er mit Mannsmuth, und mit einem Eifer, der ihn weit über seine Brüder erhob. Der traurige Krieg, welcher durch sieben lange Jahre so manches blühende Land verwüstete, so manche volkreiche Stadt einäscherte, war für ihn eine reiche Urndte des Ruhms, welche eine hinlänglich belohnende Folge seiner Tapferkeit war.

Doch auf eben dieser Bühne, wo er seine Rolle zu seiner und anderer Befriedigung so vortreflich spielte, fand sich ein

Gegenstand, welcher seinen Gedanken plötzlich eine andre Richtung gab. — Gewohnt unbesiegt zu bleiben, bot er dem kühnsten Krieger die Spitze, und scheute keine Gefahr, jede Ausforderung anzunehmen. Nur die Liebe hatte ihn noch zu keinem Zweikampf aufgefordert. Endlich that sie es. — Im letzten Jahre des Krieges, lernte er auf seinen Zügen ein Mädchen kennen, welches ihm fühlen ließ, daß nicht bloß das Schwerd die Wünsche alle befriedige, und daß — auch ein Held von der Liebe besiegt werden könne. — Da ihm diese Empfindungen noch ganz fremd waren, so war es ihm zu verzeihen, daß er sie dem Mädchen, ohne Ziererei und Umschweife gestand. Und dieses freie Geständniß gefiel dem Mädchen, denn auch sie liebte ihn. — Wie sollte aber diese angespannene Liebe eine beständige Dauer erhalten, da er im Feindes Lande war? — Würde es wohl ihre Familie, welche eine

der ältesten des Landes war, gestatten, daß sie sich einem Feinde überließe? — Konnte er sie wohl aus dem Schooße der Ruhe und Zufriedenheit, mit ihrer weichgeschaffenen Seele auf das fürchterliche Schlachtfeld führen, wo aus tausend Schlünden der Tod ihn angrinzte, wo auch ihn vielleicht eine unbestimmt abgeseuerte Kugel treffen, und der Zahl seiner gefallenen Brüder zugesellen konnte? — Wer hätte diese menschenfreundlichen Gedanken in dem härtherzig scheinenden Krieger gesucht! und gleichwohl waren sie es, welche er unaufhörlich wiederholte, wenn er einsam auf den Spaziergängen einherwandelte. — Der Befehl: mit Ende dieses Monats aufzubrechen, ward gegeben. Ihn war dies sonst stets die froheste Nachricht gewesen, unruhig wälzte er sich dann auf dem Lager umher, mit brennender Begierde schon auf dem Kampfplatze zu seyn. Jetzt sah' er zitternd dem Augenblicke entge-

gen, der ihn aus diesem Städtchen gehen hieß; zum erstenmale ward ihm sein jetziger Stand hart. Auch jetzt war es ihm unmöglich zu schlafen, aber aus einer ganz andern Ursache, als sonst. — Gern hätte er den Winter zurückkehren gesehen, den er hier so wonnenvoll zugebracht hatte, und der ihm sonst immer so lästig war. Aber eben die ersten Tage des Frühlings waren zu schön, als daß man ihm länger hier zu seyn, erlaubt hätte. Er nützte so oft er noch konnte, die letzten Stunden am Arme seines Mädchens, und vergaß in ihnen den Gedanken an die nahe Trennung, ob er gleich hernach desto heftiger ihn quälte. — Am letzten Tage vor seiner Abreise, wo man die Milde des Sonnenblicks mehr empfand, als dann, wenn unser Auge sich schon an ihn gewöhnt hat, und man nicht mehr fürchten darf, daß eine frostige Wolke ihn uns entzieht — an einem solchen Tage gingen sie beide in den Gar-

ten, der nicht fern von der Stadt bei einem Landgute war, welches ihr Vater besaß. Noch nie war ihm so wohl gewesen! — Sie tändelten, warfen sich schäkernd mit Gänseblümchen, hüpfen aus dem Gartenhause in den Garten, gingen wieder zurück, und mit ungleich schwererm Herzen entwand sich das Mädchen seinen Armen — denn dieser letzte Tag kostete ihr den Verlust ihrer Unschuld.

Louise war ein Mädchen, welches von ihren Ältern nach strengen Gesetzen mit ihrer Schwester erzogen wurde. Beide erfüllten sie so, daß selbst ihre Ältern vollkommen damit zufrieden waren, und, wenn auch ein Mißtrauen in ihnen irgend einmal entstand, sie stets vom Ungrund desselben überführet wurden. Hierdurch sicher gemacht, gewöhnten sie sich endlich ganz an die feste Tugend ihrer Töchter, und hielten sie für unumstößlich. Man könnte auch keine bessere Entschuldigung finden, warum sie

Louisen mit in die Gesellschaft nahmen, wenn der wilde Krieger von A. zugegen war, als die völlige Überzeugung von derselben. Auch ihre Nachbarn, und überhaupt die ganze Stadt war mit den Töchtern dieses vornehmen Hauses zufrieden, bis der Herr von A. erschien. Denn nun wollte man bemerken, daß dieser mit Fräulein Louisen zu oft umginge, und daß man stillem Wasser nicht trauen dürfe. — So thöricht es ist, auf dergleichen Klatschereien zu hören, so war es doch hier nicht ganz ungegründet, was man von Louisen sprach. Denn — nicht sowohl die Freiheit, welche sie von ihren Ältern hatte, in seiner Gesellschaft zu seyn, sondern vielmehr die heimlichen Gänge, welche sie beide oft, ohne Vorwissen der Ältern gingen — diese waren es vorzüglich, welche den Mund der Leute zum Geschwätz in Bewegung setzten. Sie schwiegen sogar wieder, als der Herr von

N. das Städtchen verlassen hatte, und dies geschah aus keiner andern Ursache, als weil sie Louise nun wieder allein, oder in Gesellschaft ihrer Schwester spazieren gehen sahn; allein ihre Sprachorgane setzten sich in desto stärkere Bewegung, als einige Monate verflossen waren. So sehr sich auch manche gegen die Beobachtungen anderer setzten, und sich nicht wollten überzeugen lassen, so behaupteten doch die meisten, daß ihre Schlüsse rechter Art wären, und daß sich nach mehreren Monaten ein körperlicher Verweß finden dürfte, welcher ihre Muthmaßungen zur Gewißheit bringen würde. — Daß eine solche Sage mit jeder Stunde weiter fliegt, daß sie heute Muthmaßung und Ahndung, und morgen schon untrügliche Gewißheit ist, zumal, wenn sie von solchen Personen befördert wird, welche sich bei der Ausbreitung derselben innig freuen, daß man das von andern Personen — nur

nicht von ihnen selbst sagen könne, dies wird ohnstreitig keiner meiner Leser bezweifeln, und sich also nicht wundern, wenn dieses Gerücht bald zu den Ohren der Ältern kam. — Sie kriegten Louise vor, und unter Thränen gestand sie, daß sie bald Mutter werden würde. — Man kann sich dieser Wuth denken, da sie so viel auf ihre Jugend gebaut hatten, und sich nun auf einmal vor der ganzen Stadt beschimpft sehen sollten. „Geh' zu Deinem Verführer“ rief der zornige Vater, „und laß Dich nun wieder von ihm ehrlich machen, bis dahin mag ich mit keiner Meße mehr unter einem Dache schlafen.“ — Die gute Louise mußte also den Ort ihrer Geburt, Ältern, Schwester, Freunde und Bekannte verlassen, und verstoßen davon eilen. Sie glaubte sich auf das gegebene Wort ihres Geliebten verlassen zu dürfen, und begab sich auf seine Güter. Wie sie sich mittlerweile befand, ehe

er aus dem Felde zurück kam, davon kann ich keine genauere Nachricht geben; aber daß er Wort hielt, sie dann sogleich öffentlich zu seiner Gattin machte, ihren während dieser Zeit gebornen Sohn für den seinigen erklärte, und glücklich und zufrieden mit ihr lebte, dies kann ich versichern. —

Es war Jahrmakrt in einem benachbarten Städtchen, und der Herr von R. schlug Gustaven vor, mit seinem Jögling diese Lustbarkeit zu besuchen. Dankend nahm er es an. — Ihr bärtiger Kutscher sparte nichts, um seine Ehre vollkommen zu zeigen, und fuhr so stark zu, daß einige Fenster in der Stadt aufgingen, um zu sehen, was das für ein vierspänniger Wagen sey, welcher so laut über die Steine dahin rasselte. — Schon waren sie dem Gasthose nahe, als ein Zugwind dem kleinen Moriz den Hut vom Kopfe riß. Der Bediente, welcher auf dem Bocke saß, rief dem Kutscher zu, zu

halten, weil er im vollen Lauf der Pferde sich nicht herunter zu springen traute. Während dies sah, Werner auf die offenen Fenster, und welche Röthe überflog seine Wangen, welches Zittern bemeisterte sich seiner Glieder, als er in einem derselben, seine Amalie zu erblicken glaubte. Er hielt es für eine täuschende Ähnlichkeit, und wollte sich eben näher davon überzeugen, als der Wagen schon wieder weiter rollte. — Die Freude, die er sich von dem bunten Gewühl der Menschen, die theils Neugierde, theils Kauflust hier vereinigte, versprochen hatte, war dahin. Seine Seele beschäftigte sich bloß mit dem Mädchenkopf, der so traurige Erinnerungen an die Tage der Vergangenheit in ihm erweckt hatte. Unschmackhaft fand er heute die köstlichsten Speisen, und sein Zögling wunderte sich nicht wenig, seinen Werner auf einmal so nachdenkend, und niedergeschlagen zu sehen. — Eben wollten

11- sie vom Tische aufstehen, als der Wirth Gustaven ein Billet einhändigte, auf das man Antwort erwarte. Ein Gedanke fuhr hier plötzlich durch seine Seele, denn die Hand schien ihm nicht unbekannt. — Hastig erbrach er ihn:

Mein Gustav!

Einen Geliebten wieder zu finden, den man den Einzigen nannte, um den man Jahrelang weinte, der gleichsam die Richtschnur aller Gedanken, aller Empfindungen des Herzens ist — Ha! dies ist Herzenssache, und nur dem möglich zu denken, der so fest — so innig geliebt hat, als ich Dich liebte. — Ich nenne mir die Tage nur einen entzückenden Traum, wo Du bei mir warst — einen Traum, der mich in eine andere Sphäre versetzte; denn denke ich mir den wirklichen Genuß alles dessen, was ich genoß,

Wehe meines ganzen Lebens. Deine treue,
aber ängstlich bekümmerte

Amalie.

Neue Bonne, neues Entzücken verbreitete sich bei diesen Zeilen in Gustavs empfindsames Herz. Der Gedanke, in den Augen derjenigen, die sonst das größte Glück seines Lebens ausgemacht hatte, gerechtfertigt zu seyn, rufte mit desto größerer Stärke seine ehemalige Liebe zurück. — Freudig ergriff er seinen Hut, und ließ seinen Bögling, unter dem Vorwande, es wüßte ihn ein ehemaliger akademischer Freund, der ihn beim Vorüberfahren bemerkt habe, zu sehen und zu sprechen, unter der Aufsicht des Bedienten zurück, und folgte mit geflügelten Schritten der Überbringerin, in das Haus seiner Amalie. — Eine Scene, würdig des Pinsels eines Künstlers, eröffnete sich hier. Der Küsse und Umarmungen war kein

dann wird mein Auge nur trüber; dann sehe ich jene Freuden als eine Veranlassung an, die Dich mir so lange raubte.

Gustav! mein einziger Gustav! kannst Du wohl einem unglücklichen, durch grenzenlose Liebe zu Dich unglücklichen Mädchen, das ungegründete Eifersucht hinterging, vergeben? Kannst Du noch mit allem jenen Feuer Deiner heißen Liebe in meine nur für Dich offenen Arme fliegen, von meinen Lippen Verzeihung flehen hören? — Gott, ach Gott! wenn Du Dich schon in den Armen einer andern an mir gerächt, und jetzt mit Hohnlächeln auf mich Arme herabblicktest — Gott! was würde dann aus mir werden? — Ich wage ihn nicht zu denken, den fürchterlichen Gedanken. Eile, eile, ich bin auf's Schrecklichste gefaßt; Deine Antwort — erwäge es wohl! — entscheidet über das künftige Wohl oder

Ende, und spät erst konnte man zu Worten kommen.

Amalie. [noch immer an seinem Halse hangend, und ihm liebevoll ins Gesicht blickend] Ha! dies ist ein feierlicher Augenblick, in welchem mein Auge Dich wieder sieht, welches so lange um Dich thrännte — Dich nicht mehr zu finden glaubte! — Ein feierlicher Augenblick, wo ich in das offene Gesicht des Jünglings sehen kann, den ich liebe, den ich immer liebte, und ewig lieben werde! —

Gustav. Dies sagt mir Dein Mund; Worte sagt er, in denen Deine ganze Seele in die meinige übersießt. Ja wahrlich, es ist ein feierlicher Augenblick, der meine Seele aus dieser Welt in höhere Sphären hebt, alle die Leiden, die ich schmerzlich empfand, in ein ewiges Nichts zurückwirft, und sie unempfinden macht. — Aber — Amalie! —

Du

Du schweigst, Dein Auge weint, Deine Hand zittert, Deine Wange wird blaß. —

Amalie. [an seinen Busen geschmiegt]
O, gönne mir diese Thränen, sie sind noch nie so wonnig aus meinen Augen geflossen. Tausende vergoß ich um Deinetwillen, aber welch ein Unterschied zwischen ihnen und diesen, die ich jetzt um Dich weine. — Ach, mein Gustav! ich habe Dich sehr, ich habe Dich unverzeihlich gekränkt. — —

Gustav. [seufzend] Schweig Mädchen! Eine elende Kabale täuschte Dein unerfahrenes Herz. — Laß uns die ersten Augenblicke des Wiederfindens nicht mit bitterer Wehrmuth mischen.

Amalie. [schmerzlich] Hast Du mich auch nie vergessen? —

Gustav. [hastig] Ich Dich vergessen?
— Amalie, dies sagte Dein Mund, denn ohnmöglich konnte es Dein Herz.

Amalie. Verzeihe meinen Worten. —

Denke Dir die Zeit, in welcher ich mich mit dem Wahne quälte, und quälen mußte, weil ich keine Silbe von Dir hörte, daß Du nicht mehr der meinige seyst. —

Neue Umarmungen unterbrachen das Gespräch, und so wie nach einer langwierigen Krankheit, der Genesene unerfättlich bei den ihm dargereichten Speisen zu seyn scheint, und dabei nicht gedenkt, daß das Übermaaß ihn in den vorigen Zustand zurückbringen können; so schien auch Gustav und Amalie bei dem Wiedergenuß ihrer Liebe zu seyn. Sie glichen einem, der aus dem Traume erwacht; als Gustav an seinen Moriz dachte, und das Gespräch abbrach, welches er nur erst angefangen zu haben wähnte. Sie versprachen, sich sobald als möglich wieder zu sehen und zu sprechen, denn Gustav fand kein Hinderniß, da ihr eben heute abwesender Bruder hier Aktuarus worden war, und sie schon, seit dem

Tode ihrer Mutter, sich bei ihm aufhielt. Fast jede Woche war er wenigstens einmal bei ihr, und genoß jetzt ganz wieder die Freude einer beglückenden Liebe, als ein unermuthetes Ereigniß ihn aus seinem so seeligen Laumel aufschreckte. —

Schon seit einigen Wochen hatte Gustavs Lehrling über Mattigkeit und Schwäche geklagt, welche sich zuletzt in eine Krankheit umwandelten. Einer Seits war ihm dies nicht angenehm, weil er nicht nur im Wachsthum seiner Kenntnisse verhindert wurde, sondern auch das vorher erlernte, bei seinen geringen Fähigkeiten wieder vergaß, anderer Seits war es ihm in so fern lieb, weil er dadurch viele Freistunden hatte, welche er zu einer Absicht anwendete, die jeder von selbst errathen wird. — Aber welch ein Schlag traf ihn, als eines Morgens der Bediente auf seine Stube kam, da er noch in süße Träume gewiegt, von seiner Amalie das

nämliche wiederholt hörte, was sie gestern zu ihm gesagt hatte. Noch halb schlafend vernahm er die Worte: der junge Herr ist todt. Dieser Gedanke, der ihm durch die ganze Seele fuhr, jagte ihm eiligst aus seinem Bette. Er stand da, und hatte weiter keinen Gedanken — als, er ist todt, und — was bist Du nun? Was soll nun aus Dir werden? — Wo willst Du hin? Wer wird Dich aufnehmen? — — Am Tage des Begräbnisses des Verstorbenen, da er Nachmittags, allein auf seiner Stube, sich seinen Schmerzen aufs neue überließ, trat der Herr von R. zu ihm herein.

VON R. Ich störe Sie vermuthlich in gewissen Gedanken, denen Sie jetzt nachhängen? —

GUSTAV. Ich läugne nicht, daß vieles jetzt in meiner Seele liegt, was ich nicht zu ordnen weiß, und was mir bittere Klagen auspreßt.



von R. [freundlich] Nun — so kann ich vielleicht etwas beitragen, daß die Gedanken in Ordnung kommen, und dies würde dann sogleich eine Entschädigung für die Störung seyn, die ich Ihnen durch meinen Besuch verursachte. — Ich bemerke jetzt seit dem Tode meines Moritz, eine Traurigkeit an Ihnen, welche wohl nicht allein vom Tode desselben herrühren mag. Wenigstens traue ich Ihrem Verstande so viel zu, daß Sie sich wegen eines solchen Falles zu mäßigen wissen. — Ich war Vater, und auch mir befiehlt Religion: Mäßigung. Ich konnte seinen Tod längst voraussehen, und betrachtete ihn öfters im Stillen, schon als einen Verstorbenen. Von Jugend auf war sein Körper stets schwach und kränklich, und was würde da alle unsre Mühe, alle unsre Sorge ihn gut zu erziehen, genügt haben, wenn er auch in seinen Jünglings- und männlichen Jahren siech und elend geblieben

wäre. Aus dieser Ursache ist mir kein Tod lieber — denn wenn ein Sohn meinen Namen nach mir führen sollte, so müßte er männlich denken und männlich handeln, und dies konnte ich von ihm nicht erwarten.

Gustav. Vielleicht aber hätte er sich ihren Wünschen gemäß geändert.

von R. [die Achsel zuckend] Woran ich sehr zweifle. Die Umänderung, wenn sie auch noch so langsam geschehen wäre, würde doch zu hart für ihn gewesen, würde seine schwächlichen Nerven zu sehr angegriffen haben. — Tod oder Krankheit wäre der Erfolg gewesen, und beides würde mir dann um so schmerzhafter gewesen seyn.

Gustav. Sie denken hierinn ganz eigen.

von R. Mit einem Wort, ich glaube nicht, daß wir Ursache haben, uns über seinen Tod zu sehr zu härmern. Und daher schreibe ich auch ihre Traurigkeit nicht bloß

diesem Ereignisse zu, sondern einem andern Umstande, welcher Ihnen näher am Herzen liegt, und liegen muß. — Gestehe Sie mir's nun, lieber Werner! —

Gustav. [schweigt.]

von R. Nicht wahr, der wichtigste Gedanke, der jetzt ihre Seele beschäftigt, wird ohnstreitig der seyn, daß Sie nun nicht wissen, wohin Sie sich sogleich wenden sollen, da mit dem Tode meines Sohnes ihr jetziges Verhältniß aufgehört hat. — Nicht wahr? —

Gustav. Ich kann es nicht läugnen.

von R. Also habe ich es doch errathen. — Nun so hören Sie. Ich sagte schon vorhin, daß ich meinen Sohn schon bei seinem Leben, als einen Verstorbenen betrachtet hätte, nothwendig mußte ich dabei auch an Sie denken, da Sie sein Lehrer waren. Ich habe daher das schon lange in meiner Seele gehabt, was ich Ihnen nun erst sa-

gen werde. Das liebste würde Ihnen ohne Zweifel seyn, wenn Sie durch meine Vermittelung eine Predigerstelle erhielten, und auch mir wäre es das liebste; allein alle meine Bemühungen sind vor der Hand vergeblich gewesen. Ich biete Ihnen daher mein Haus so lange an, bis ich es bewerkstelliget habe. Bleiben Sie so lange mein Gesellschafter, bis Sie es dann nicht mehr seyn können. Sie wissen mein Urtheil über Sie — daß ich Sie für einen Mann halte, der brav und redlich denkt. — Was meinen Sie zu diesem Vorschlage? —

Gustav. [überrascht, mit aufgeheiterter Miene] Sie sagen mir etwas, was mir selbst im Traume nicht eingefallen seyn würde, was ich mir selbst im Scherze nicht denken durfte.

von R. Sie finden also diesen Vorschlag Ihren Wünschen angemessen? —

Gustav. [gerührt] O, er übertrifft alle meine Wünsche weit. —

von R. Desto besser; — so sind auch die meinigen befriediget.

Gustav. Ich werde auch fernerhin alle meine Kräfte aufbieten, mich des Beifalls würdig zu machen, den Sie mir, und meinen Handlungen schenken.

von R. [nach einer kleinen Pause] Aber nun habe ich Ihnen noch etwas zu sagen, was ich Ihnen doch auch nicht gerne sagen möchte, weil es dem Vorigen ganz entgegen gesetzt ist.

Gustav. [sieht ihn mit gespannter Erwartung einige Zeit stillschweigend an.]

von R. Ich habe einen Vetter nicht weit von hier, der ein einziges Fräulein von ohngefähr zehn Jahren hat, für die er jetzt einen Erzieher sucht. Mein schuldiges Lob, das ich Ihnen zu geben verpflichtet bin, wird Ihnen sogleich diese annehmliche Stelle

verschaffen. — Überdies ist der dasige Prediger schon alt, und wird in kurzer Zeit, wenn ihn der Tod nicht überrascht, einen Substituten nöthig haben, und daß Sie dann dazu bestimmt werden sollen, überlassen Sie mir.

Gustav. [zerstreut] Sie haben mich aus einer Unordnung in die andere versetzt. — Ihr liebevoller erster Antrag überraschte mich, ihr zweiter noch weit mehr. Sie lieben die Offenherzigkeit; also sage ich Ihnen, daß beide für mich gleich große Reize haben. Gestatten Sie mir gütigst nur auf einige Tage Bedenkzeit, um mich nicht übereilen zu dürfen.

von R. Diese sollen Sie gern haben, und zugleich bitte ich Sie, ganz ungebunden zu wählen, und mir dann frei Ihren Entschluß zu sagen. [reicht ihm die Hand] Leben Sie indeß wohl. —

War Gustav vorher in Verlegenheit ge-

wesen, so war er es jetzt noch mehr durch diese Anträge geworden. Beide hatten das Gleichgewicht, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem einen seine Sinnlichkeit in's Gedränge kam. Bitter war es allerdings für ihn, eine Gegend zu verlassen, welche ihm die zerrüttete Ruhe seiner Seele wieder gegeben hatte, aber der Gedanke: vielleicht bald in den Hafen der Ruhe einlaufen, und seine geliebte Amalie, vor aller Welt als seine Gattin umarmen zu können, gab dieser Bitterkeit nicht weniger Reiz. So wechselten die Gedanken beständig bei ihm ab, denn an beiden Orten hing seine Seele, beide zogen sie gleich stark an sich. Der einzige Trost, der ihm übrig war, war allein bei seiner Amalie zu finden, und diesen suchte er sobald als möglich. Er eilte daher zu ihr, und folgendes war das wichtigste ihrer Unterredung über diesen Gegenstand.

Amalie. Trügt mich mein Blick, oder lese ich eine Ahnung in Deinem Gesichte, welche Deine Seele beherrscht? —

Gustav. Du hast nicht ganz unrichtig gelesen. Ich kann es eigentlich nicht Ahnung nennen, und doch fällt mir auch gleich kein anderes Wort bei, womit ich die Unruhe bezeichneste, welche in mir ist; denn das, was ich als ihre Ursache betrachten könnte, ist zu unbedeutend.

Amalie. [bange] Und was wäre dies?

Gustav. Deine Vermuthung, daß mein Zögling sterben werde, ist eingetroffen. —

Amalie. [bestürzt] Er ist todt? —

Gustav. Ja, Amalie! Und mit ihm endet sich eine Periode meines Lebens.

Amalie. [traurig]. Du willst mich also verlassen, willst jene schrecklichen Tage mich wieder durchleben lassen? —

Gustav. Beruhige Dich, denn ich glaube, daß unser künftiger Zustand nach Be-

schaffenheit unsres jetzigen Nachdenkens, traurig und fröhlich werden kann. — Höre mich daher gelassen an, und dann entscheide, was ich thun und lassen soll.

Amalie. [standhaft] Ich bin gefaßt, es anzuhören.

Gustav. Der Herr von R. machte mir nach dem Tode seines Sohnes, da er die Bestürzung bemerkt haben mochte, in welche mich derselbe versetzt hatte, einige Anträge.

Amalie [neugierig ihn unterbrechend] Und welche?

Gustav. Er bot mir sein Haus zum fernern Unterhalte an, bis dahin, wo seine Vermittelung mich ins Predigtamt gebracht hätte.

Amalie. [freudig] Dies bot er Dir an? O, mein Gustav! so gehst Du also nicht von mir? Wie glücklich bin ich nun wieder! Der gute, brave Mann! Könnte ich ihm doch sagen, daß er durch diese seltene Groß-

muth auch ein Mädchen, mit einem Herzen voll glühender Liebe, in Entzücken versetzt habe! [mit forschenden Blicken] Doch, Du sagtest noch von mehreren Anträgen. — Hast Du diesen etwa verworfen? —

Gustav. Wie könnte ich dies, da er von so vielem Edelmuth zeigt. — Mit Dank habe ich ihn angenommen.

Amalie. Und doch Besorgniß und Kummer auf Deinem Gesichte! —

Gustav. Höre erst das folgende.

Amalie. Sage mir was Du willst; da Du den angenommen hast, so verliere ich Dich doch nicht, und Du bleibst mein.

Gustav. Er hat mir eine neue Hofmeisterstelle bei einem seiner nahen Auserwählten, mit der Zusicherung eines baldigen Substitutendienstes, gethan. — Was soll ich nun thun, Amalie?

Amalie. Wie kannst Du fragen, da Du jenen schon angenommen hast.

Gustav. Ich habe ihn noch nicht so angenommen, daß ich diesem Rufe nicht mehr Gehör geben dürfte. — Ich bin noch frei, und kann wählen.

Amalie. [traurig] Also bist Du noch zweifelhaft, welchen Du annehmen sollst? — Mich, Deine Amalie, zu verlassen, oder nicht? —

Gustav. [wehmüthig] Amalie — wenn Du wüßtest, welches Streben und Entgegenstreben in meiner Seele herrscht, Du würdest nicht diese schneidenden Worte zu mir gesprochen haben, und mein liebevolles Herz so grausam foltern. Wie — wenn ich Dich nun auf kurze Zeit verliesse, um Dich dann auf immer wieder zu sehen, und glücklicher und geehrter zu umarmen? — Gott! Amalie — wenn ich dies könnte! —

Amalie. Und welchen Beweggrund hast Du vorzüglich, dies zu glauben?

Gustav. Nicht nur das Wort des

Herrn von R., sondern auch ein inneres Gefühl, welches unaussprechlich in mir rege ist. Solltest Du die meinige auch vor den Augen der Welt werden dürfen, so muß ich jedes Mittel, wenn es auch noch so hart für uns scheint, mit gierigen Händen ergreifen.

Er würde vielleicht nicht so beherzt mit seiner Amalie haben sprechen können, wenn nicht auch ihres einsichtsvollern Bruders Vorstellungen ihm zu Hülfe gekommen wären. Zwar schienen sie jetzt wenig zu helfen, denn das gute, nur mit ihrer Liebe beschäftigte Mädchen konnte sich keinen Vortheil aus ihrer Trennung versprechen. Er hatte es ihr bloß gesagt, daß man ihm diese Anträge gemacht habe; aber nicht zu seiner Beruhigung und Trost, weil er selbst gezwungen ward, ihr Tröster zu werden. Sie schieden mit nassen Augen von einander — sprachen in der nächsten Zusammenkunft immer wie-

der

der dasselbe, und es würde vielleicht nie bei ihnen zu einem Entschluß gekommen seyn, der biedere R. noch lange keine entscheidende Antwort bekommen haben, wenn nicht ein Brief von Luersberg, dem Rittersitz des Anverwandten des Herrn von R. an Gustaven selbst gerichtet, der Sache den Ausschlag gegeben hätte. Es wurden ihm in demselben, wahrscheinlich auf Anstiften des Herrn von R., die annehmenswürdigsten Anträge gemacht, ihm die Substitutenstelle und nachherige wirkliche Folge in dem Amte seines Vorgängers schriftlich zugesichert, und er würde sich sehr im Lichte gestanden haben, wenn er diese Aussicht auf sein zukünftiges Glück von sich gestoßen hätte. Er war auch in dem Augenblicke, da er ihn las, ganz außer sich vor Freude, er vergaß sich, seinen Zustand, die hiesigen Gegenden, vergaß selbst, daß ein so festes Band ihn an dieselben knüpfte, vergaß selbst. — auf einen

Augenblick wenigstens — seine Amalie. Kein Brief war ihm so wichtig gewesen als dieser, und keinen hatte er mit solchem Eifer gelesen. Der Herr von R. überraschte ihn bei dieser Stimmung seiner Seele, wunderte sich, und freute sich mit ihm, und fügte hinzu, daß er nun wohl seinen Antrag zurücknehmen müsse. — Mit dem offenen Briefe in der Hand, Verwirrung im Gesicht, und Ausdruck des Erwartens, eilte er zu seiner Amalie, und kündigte ihr diese frohe Botschaft an. Das gute Mädchen wußte nicht, wie sie die Sache ansehen sollte; war nicht nur überrascht von der besondern Wendung, welche sie genommen hatte, sondern auch in Verwirrung gesetzt durch Gustavs trunkenes Benehmen. — Der Brief war der Hauptgegenstand ihres Gespräches, und alle Einwürfe niederlegte er durch denselben. Sie sah sich endlich gezwungen, theils seinem, theils ihres Bruders Zureden nachzugeben,

und mit eben der Verwirrung, als er gekommen war, gab er ihr den Scheidefuß, und das jammernde Mädchen sah weinend dem Geliebten nach. — „Ich gehe“ rief er ihr zurück, „um glücklicher Dich wieder zu umarmen!“ —

Noch an dem nämlichen Tage wurde alles, was Gustav hatte, zusammengepackt, weil die Post mit dem frühesten des andern Morgens abging. Der Weg führte durch das Städtchen, wo seine Amalie sich aufhielt. Alles schlief noch in demselben, außer daß hier und da einer von nächtlichen Schwärmereien taumelnd, seine Wohnung suchte, wohl zehnmal bei ihr vorbei lief, und sie doch nicht finden konnte. Durch alle Gassen tönte der Schall des schmetternden Hörnchens des Schwagers, und kehrte von mehreren Ecken in Gustavs Ohr zurück, besonders da, als sie nahe am Markte waren. Hier wohnte seine Amalie, und unwieder-

stehlich heftete er seine Blicke auf das Haus, das — durch einen verlornen Hut, die Quelle seiner wiederaufkeimenden Liebe ward. Laut rasselte der Wagen dem Hause näher, und Gustav sahe am Fenster — das weinende Mädchen, das ihre rothen Augen ins Tuch verbarg. — Da brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen, und verhinderte ihn fast, den letzten Blick dem Mädchen zurückzuwerfen. Doch das weinende Mädchen und das nasgeweinte Tuch verschwand, als der Postillion um eine Ecke jagte, und dem Thore sich näherte. Gustav kämpfte mit den Gedanken, die jetzt seine Seele bestürmten, und siegte endlich. Ein tiefes Schweigen herrschte um ihn her, außer daß die früh schon muntere Lerche ihm ihr göttliches Morgenlied ins horchende Ohr trillerte, daß der Schwager viel mit seiner Tabackspfeife zu thun hatte, die ihm der Wind immer wieder ausbließ, und Gustaven zur Gesell-

schaft aufforderte. — Er durchreißte auf diese Art den Tag; hatte stets mit sich selbst zu thun, und bemerkte daher nichts, was um und neben ihm vorging. Lachende Felder, grüne Wiesen, düstre Haine, Thal und Hügel, alles war ihm gleichgültig, konnte sein fühlendes Herz nicht rühren, so schön er es auch unter andern Umständen gefunden haben würde. — Erst am Abend wurde er etwas aufgeheiteter, und freute sich über das wohlmeinende Zulächeln der unzähligen Sterne, die hell den dunklen Weg erleuchteten. — Und so gelangte er unter abwechselnder Gemüthsstimmung endlich am dritten Tage, derb von dem elenden Postwagen durchrüttelt, ermüdet an den Ort seines künftigen Aufenthaltes. —

Baron von G., der Stiefbruder des Herrn von R., war ein eben so biederer als rechtschaffener Mann, dessen Verdienste um den Staat ihm das Wohlwollen seines Mo-

narchen, und den Seegen der Untertanen erworben hatten. Er begrüßte freundlich den nunmehrigen Lehrer seiner Tochter, und bereuete es schon in den ersten Tagen nicht, seinen biedern Dorfbewohnern diesen jungen Mann zu ihren künftigen Seelsorger erwählt zu haben. — Die Briefe, die Gustav im ersten halben Jahre von seiner Amalie erhielt, waren freilich kläglich; er konnte sich den Schmerz des liebenden Mädchens denken, und dies versetzte ihn oft in eine Unruhe, die auch dem Baron nicht entging. Freundschaftlich forschte er ihn darüber aus, und Gustav fand kein Bedenken, da er seinen edlen Charakter geprüft hatte, ihm einen Theil seiner Geschichte, und das Liebesverständniß mit Amalien zu entdecken. Lächelnd hörte es jener an, und suchte ihn zu trösten. —

Eines Tages, da er eben mit einem Briefe an seine Amalie beschäftigt war,

trat er in sein Zimmer. Gustav schlug den Brief zusammen, und suchte ihn mit Erörtheten unbemerkt auf die Seite zu bringen. Aber der Baron hatte zu gute Augen. „Haha!“ rief er, „eine Herzensunterhaltung? — Nun, Nun! Schreiben Sie ihr nur zugleich mit, sie solle so geschwind als möglich sich aufmachen, und mit Sack und Pack hierher kommen! — Sie sehen mich voll Verwunderung an? — Nicht anders! — Denn eben berichtete man mir, daß mein alter Prediger vom Schlage gerührt, sinnlos, ohne Hoffnung zur Besserung, daliege, und wem ich zu seinem Nachfolger bestimmte, wissen Sie.“ — Thränen des Entzückens entfielen bei dieser Überraschung dem guten Gustav; gerührt wollte er dem Baron G., der sich an dieser Szene mit innigster Selbstzufriedenheit labte, die Hand küssen, aber — „ich gratuliere!“ rief dieser, und entging

den Ausbrüchen seiner ungeheuchelten Dankbarkeit durch schnelles Entfernen. —

Nach der Beerdigung des alten Pfarrers, der wirklich kurz darauf gestorben war, reiste Gustav zu seiner Almalie, ließ sich von dem eigentlichen Beförderer seines Glücks, dem Prediger Willfeld trauen, trat dann sein neues Amt an, und verwaltete es auch im Cirkel hoffnungsvoller Kinder, bis ans Ende seiner Tage, zur größten Zufriedenheit seiner Gemeinde, und des Barons.

IV.

F e r d i n a n d K ö m e r.

Vor einiger Zeit erhielt ich von einem meiner besten akademischen Freunde folgenden Brief:

Beste Freund!

Ich gerieth vor ohngefähr einem halben Jahre, in die Bekanntschaft eines jungen Officiers, der hier in Garnison steht, woraus nach und nach die innigste Freundschaft entstand. In einem traulichen Stündchen erzählte er mir bei einer Pfeife Ruaster, seine unterhaltende Lebensgeschichte. — Da Du nun gegen mich etwas von der Bearbeitung Deines ge-

genwärtigen Werthens geäußert hattest, so bat ich ihn nicht nur um einen schriftlichen Aufsatz derselben, sondern auch um die Erlaubniß, ihn Dir zur Bekanntmachung übersenden zu dürfen. Ich erhielt beides, und wünsche, daß Du ihn nicht ungebraucht bei Seite legen darfst. u. s. w.

Ich ging das Manuscript aufmerksam durch, und da ich es der Mittheilung würdig hielt, so liefere ich es hier ungeändert — bis auf den eigentlichen Namen — meinen Lesern. —

Ich bin der einzige Sohn eines reichen Kaufmanns aus H., einer bekannten Handelsstadt, und aus eben dieser Ursache ward mir schon von Jugend auf, aller mögliche Wille und Freiheit gestattet. Bis in mein sechstes Jahr stand ich unter der Auf-

sieht einer Amme, dann nahm mein Vater einen Hofmeister an, der mich vorzüglich in den galanten Wissenschaften unterrichtete, und nur dann und wann Geographie, Historie und Sprachen mit mir treiben mußte. Es war also kein Wunder, wenn ich im zehnten Jahre noch nicht einmal fertig lesen konnte, worüber sich mein Lehrer nicht wenig ärgerte, der gewiß ganz anders mit mir verfahren seyn würde, wenn er unumschränkte Macht über mich erhalten hätte; so aber mußte er dem Befehl meines Vaters gehorchen, der es durchaus verboten hatte, scharf mit mir umzugehen, und mich bloß durch Gelindigkeit und Nachsicht erziehen wollte.

Als ich mein zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, fing ich schon an, mancherlei Muthwillen auszuüben; warf den Nachbarn die Fenster ein, besprigte die Vorübergehenden aus einer kleinen Spritze mit Wasser —

und kamen ja meinem Vater meine Streiche zu Ohren, so lachte er darüber, und ersetzte ohne Murren, den etwa zugefügten Schaden. Diese Nachsicht spornte mich immer zu größern Vergehungen an, und ich machte es endlich so bunt, daß zu viel Klagen einliefen, worüber mein Vater erzürnt, meinem Hofmeister befahl, mich inskünftige schärfer zu halten. — Allein, ohnerachtet dieses Gebotes, wußte ich die Zeit so gut abzupassen, und mich davon zu schleichen, ehe es weder dieser, noch meine Ältern vermuthet hatten. — Als dieses meiner Gewohnheit nach auch eines Tages geschehen war, und ich mit einigen andern Knaben Soldaten spielte, deren Hauptmann ich vorstellte, wollten sie mir nicht pariren, und als ich an zu suchen fing, fielen sie über mich her, und schickten mich mit einer guten Tracht Schläge nach Hause. Ergrimmt darüber, holte ich ein Messer aus der Küche, und da ich alle

noch auf dem nemlichen Plage antraf, wollte ich auf einem derselben losgehen. Dieser aber faßte mein Messer, und da er mir solches aus der Hand drehen wollte, zog ich die Klinge durch dieselbe, und schnitt sie ihm bis auf die Knochen durch, worüber er ohnmächtig niedersank. Ich glaube, ich würde noch mehrere verwundet haben, wenn nicht erwachsene Leute auf das Geschrei herbeigekommen, mir mein Mordgewehr entrissen, und es meinem Vater, mit Erzählung des ganzen Vorfalls, überbracht hätten. — Dieser wurde hierdurch nicht allein in eine große Bestürzung gesetzt, sondern sein Zorn gegen mich wuchs immer noch mehr, da die Ältern des verwundeten Knechten zu ihm kamen, und Genugthuung forderten. — Ich hatte mich während dieser Zeit heimlich ins Haus geschlichen, und hinter ein großes Packfaß versteckt, und ob ich gleich an allen Orten der Stadt, wo ich

Bekannte hatte und manchmal Besuche abstatte, gesucht ward, so konnte mich doch natürlich niemand finden, ich aber alles, was geschah, aus meinem Schlupfwinkel wahrnehmen. Meine Ältern machten sich unterdeß die größte Sorge und Kummer, wo ich hingerathen seyn müste, und muthmaßten gar, daß ich aus Furcht vor der Strafe ins Wasser gesprungen, und ertrunken seyn möchte. Da ich nun merkte, daß sie jetzt mehr um mich bekümmert als aufgebracht wären, und mich auch überdies verzweifelt hungerte und durstete, so ersah' ich den Zeitpunkt, kroch aus meinem Hinterhalte, in dem ich vier und zwanzig Stunden gesteckt hatte, hervor, zeigte mich meinen Ältern, bat sie knieend um Verzeihung, und erhielt sie auch unter der Bedingung: mich ins künftige zu bessern, welches ich zwar versprach, aber schlecht hielt. Denn nach einigen Wochen war ich wieder mitten unter

unter meinen vorigen Spielkameraden, gerieth abermals mit ihnen in Schlägerei, und da sie sich jetzt am besten rächen zu können glaubten, so ergriffen sie mich, und warfen mich in den nahen Fluß, worinne ich auch ohnstreitig hätte umkommen müssen, wenn nicht sogleich einige Fischer bei der Hand gewesen wären, die mich glücklich wieder herauszogen. Tiefend brachten sie mich nach Hause, wo ich in eine Krankheit verfiel, und über vier Wochen das Bette hüten mußte. Nachdem ich wieder hergestellt worden war, überlegte mein Vater mit meinem Hofmeister: was mit mir anzufangen sey, damit mir die Gelegenheit zu ähnlichen Streichen benommen würde. Sie wurden endlich, nach langen Berathschlagungen einig, mich auf das Gymnasium nach G. zu schicken, und unter die strengste Aufsicht eines dafigen Schullehrers zu geben. Ich bekam daher den Befehl, mich zur Abreise fertig zu

halten; und nachdem meine Betten, Kleider, Wäsche und Bücher aufgepackt worden waren, reiste ich mit meinem Vater dahin ab. Er ging mit mir zum Quartus, der der schärfste unter allen seyn sollte, akordirte mit ihm über Kost, Unterricht, Logis, und bezahlte sogleich, wie es gewöhnlich war, die Hälfte voraus. Ich wurde mit ihm zum Mittagessen da behalten, und in eine große Stube geführt, wo eine lange gedeckte Tafel stand. Kurz darauf erschienen noch acht junge Leute, welche insgesammt bei ihm in die Kost gingen und in seinem Hause logirten, und von denen allemal zwei und zwei eine Stube inne hatten; mir aber wurde eine besondere eingeräumt.

Des andern Tages führte mich der Quartus in die Schule, wo ich vom Rector examinirt, und in die dritte Klasse gesetzt wurde.

Die erste Zeit betrug ich mich so ziem-

lich ruhig und stille, allein nach und nach suchte ich meine alten Schwänke wieder hervor. Nur wenige blieben meinem Lehrer verborgen; er straste mich anfänglich mit Worten, dann aber, als diese nichts halfen, mit Entziehung des Essens. Allein es fruchtete alles nichts; mein Kopf war schon zu voll von allen Leichtfertigkeiten, als daß es mir möglich gewesen wäre, davon abzustehen.

Endlich, nach einem recht tollen Streiche, sperrte er mich in meine Schlafkammer, wo ich Tag und Nacht sann, wie ich herauskommen könnte. Das Schloß war zu fest, als daß ich es loszubrechen vermögend gewesen wäre, ich brütete also über einen Plan, welchen mich auch mein geübter Kopf bald finden ließ. Ich zerschnitt das Bettuch, band die Stücke fest zusammen, und beschloß, mich an demselben durch das Fenster herunter zu lassen. Ich erwartete also

die Nacht, da ich mein Vorhaben am Tage nicht ausführen konnte, hob alsdann ein Fenster aus, machte die Bänder oben fest, und ließ mich glücklich herab; hierauf drehte ich mein selbst gefertigtes Seil so lange herum, bis es zerriß, lief dann auf den Straßen herum, und warf hier und da den Leuten die Fenster ein, unter welchen auch die meines Lehrers aus Rache nicht verschont blieben. — Allein dies wäre mir beinahe übel bekommen, da die Patrouille, durch das Klirren der zerbrochenen Scheiben herbeigelockt, auf mich zu kam. Aber — beherzt ging ich auf sie zu, und brachte sie durch diese unerhörte Underschämtheit auf die Muthmaßung, daß ich dieser Friedensstörer nicht seyn könne. Noch mehr wurde sie darinne bestärkt, als ich ihr versicherte, in voriger Straße einem Kerl begegnet zu seyn, der bei ihrer Annäherung eilig die Flucht ergriffen habe.

Glücklich war ich zwar durch diese List entwischt, nun aber war guter Rath theuer, wo ich mich so spät noch hinwenden sollte. Ich besann mich kurz, und beschloß zu einer Wittwe zu gehen, welche ein Paar niedliche, gefällige Töchter hatte, bei der ich schon manchmal eingesprochen war, und durch unbedeutende Geschenke ihre völlige Gunst erlangt hatte. -- Gedacht, gethan; ich ging auf ihr Haus zu, wo ich aber, da schon Mitternacht vorbei war und alles im tiefen Schläfe lag, verschiedenemal anklopfen mußte, ehe mir die Thüre geöffnet ward. Endlich sah die Alte zum Fenster heraus, und fragte: „wer da wäre?“ Als sie hörte, daß ich es sey, kam sie schnell herunter, ließ mich ein, und fragte mich: was ich ihr noch so spät brächte? Ich antwortete ihr: ich hätte mich bei einem guten Freunde verspätiget, und käme nicht mehr in mein Logis, und da ich in einem Gasthose nicht gern bleiben möchte,

bäte ich sie, mir zu erlauben, diese Nacht auf ihrem Großvaterstuhle zu schlafen. Sie verwilligte mir solches gern, zündete ein Licht an, brachte mir ein Kopfkissen, und bat mich, damit vorlieb zu nehmen. Hier auf wünschte sie mir eine gute Nacht, und begab sich in ihre Schlafkammer.

Weil ich entschlossen war, mich aus Furcht vor der bevorstehenden Strafe, einige Tage in ihrem Hause aufzuhalten, überlegte ich, unter welchem Vorwand ich ihr meine Entfernung mit guter Art beibringen wollte. Sobald sie daher des andern Tages aufgestanden war, ersah ich die Gelegenheit, entschuldigte mich nochmals bei ihr wegen der gestrigen Störung, entdeckte ihr offenherzig meine mißliche Lage, und fügte hinzu: ich würde meinem Vater sogleich den ganzen Vorgang melden, und ihn zugleich bitten, mich bei einem andern Lehrer in die Kost zu thun; und ich hoffte auch,

daß er nicht anstehen würde, in mein Gesuch zu willigen.

Die Mutter wunderte sich zwar nicht wenig bei dieser Erzählung, willigte aber endlich doch nach einigen gehobenen Bedenklichkeiten ein. Wer war nun froher und vergnügter, als ich! In Gesellschaft ihrer angenehmen und reizenden Töchter schwanden mir unbemerkt acht Tage hin, und ich dachte mit keinem Gedanken an den Ausgang dieses Abentheuers. Unterdessen hatte der Quartus meine ganze seitherige Aufführung, als auch meine Entweichung meinem Vater berichtet, und von diesem volle Macht und Gewalt erhalten, mich aussuchen zu lassen, und mein Verbrechen nach den dortigen Schulgesetzen ohne Rücksicht zu bestrafen; er werde mich auf keine Weise schützen, und sollte ich ja zu ihm nach Hause kommen, mich sogleich wieder ausliefern. Mein Aufenthalt war zum Unglück auch

ausgefundschaftet worden, und ich erschrak nicht wenig, als ich eines Tages abgeholt ward, und meine gutwillige Wirthin wegen mir nicht nur viel Verdruß dulden, sondern auch ein ansehnliches Strafgeld für meine heimliche Beherbergung, erlegen mußte.

Alle fünf Lehrer hatten sich schon meiner wegen besprochen, und ihre einstimmige Meinung war dahin ausgefallen, mir, wegen meines bezeugten Ungehorsams, andern zur lehrreichen Warnung, eine dreitägige Carcerstrafe aufzuerlegen. Gezwungen mußte ich mich dieser Strafe unterwerfen, wobei mich nichts mehr ärgerte, als daß alle diejenigen, so die Schule besuchten, bei mir vorübergehen mußten, und durch kleine Spöttereien ihren Muthwillen zu büßen suchten. — Doch auch diese drei Tage wurden glücklich überstanden, und ich meines Arrestes entlassen.

Doch anstatt daß ich mich hierauf hätte

bessern sollen, erweckte dies vielmehr einen solchen Haß in meinem Herzen, daß ich auf jede Gelegenheit lauerte, meinem Lehrer vor den mir zugefügten Schimpf, allen nur ersinnlichen Verdruß zu machen. Konnte ich ihm selbst nicht beikommen, so mußte es seine Frau und Tochter empfinden. Auch an ihrem Hausvieh ließ ich meine Wuth aus, indem ich den Hühnern und Gänsen allerhand giftige Sachen unter das Fressen streute, woran sie krepiren mußten. Ich machte es auch in den öffentlichen Stunden so toll, daß sämtliche Lehrer mich los zu seyn wünschten, deshalb an meinem Vater schrieben, und ihn ersuchten, mich aus dasiger Schule wegzunehmen. Dies geschah auch endlich, und ich gelangte nach einer Zeit von vier Jahren, mit Sack und Pack wieder in meiner Vaterstadt an. Man kann leicht denken, mit welcher Miene mich meine Ältern, vorzüglich mein Vater empfing. Ich wünschte

in dem ersten Augenblicke schon, meilenweit wieder von ihnen entfernt zu seyn. —

Da ich noch zu jung und unfähig war, eine Universität zu beziehen, so hatte sich mein Vater entschlossen, mich noch zwei Jahre auf ein näheres Gymnasium zu schicken. In wenig Tagen reiste ich also mit meinem Buchhalter dahin ab, der mich bei dem Rector in die Kost verdung, und nach meinem Examen wurde ich in seine Klasse gesetzt. — Der Rector war einer von jenen seltenen, unter den Büchern grau gewordenen Männern, die nicht zugleich das Rauhe und Finstere des Alterthums in ihrem Außern annehmen, sondern, in seiner Jugend selbst gut gebildet und an Sitten verfeinert, verband er mit dem Ernst eines tiefdenkenden Gelehrten, jene anziehende Freundlichkeit und Herablassung — selbst bis zum geringsten und kleinsten seiner Schüler — die ihm um so mehr die Liebe und das Vertrauen seiner

Böglinge erwart, je eifriger selbst seine eigne Liebe für sie, und Theilnahme auch an dem kleinsten ihrer Ereignisse war. Milde und Freundlichkeit — besonders in der Miene des Mannes, den man als Zuchtmeister gewöhnlich nur fürchtet — gewinnt junge Herzen bald; auch ich nahm mir vor, ihn durch meine Aufführung nicht zu kränken, und mich vor allen Excessen zu hüten. Allein, als ich nach und nach in der Stadt bekannt ward, und in die Gesellschaft von Frauenzimmern gerieth, wurde mein gefaßter Voratz bald vernichtet. —

Unter allen, fesselte vorzüglich ein Mädchen meine ganze Aufmerksamkeit. Ihr Vater war, seiner Profession nach, ein Schneider; da er aber immer wenig zu arbeiten hatte, so wuschen seine Frau und Tochter für die Schüler und andre junge Leute, wodurch ich ebenfalls in ihre Bekanntschaft gerieth. Die freundliche Aufnahme, die ich

hier genoß, ließ mich meine Besuche verdoppeln, und ich ward mit meiner Schönen bald so vertraut, daß ich nicht nur Tage, sondern auch ganze Nächte hindurch, bei ihr zubrachte. — Der Rector hatte zwar meinen Gängen nachgespürt, allein, da ich mich unter dem Vorwande, daß ich daselbst waschen lasse, gut auszureden mußte, so schien er hierdurch befriediget, und setzte weiter kein Mißtrauen in meine Worte, indem ich mich übrigens so ziemlich still betrug. —

Endlich schien es mir doch, als ob der Umgang mit diesem Mädchen Folgen haben würde, und ich bat deswegen meinen Vater, mich nun auf eine Universität zu schicken. Da dieser in den beiden letztern Jahren keine Ursach hatte, mit mir unzufrieden zu seyn, so willfahrte er meinem Wunsche, und ich reiste, ohne von jemand Abschied genommen zu haben, vergnügt nach Hause. — Ohnerachtet ich herzlich wünschte, daß ich sogleich

die Akademie hätte beziehen dürfen, da ich nicht ohne Grund befürchtete, meine vorige Liebshaft möchte mich wohl gar mit einem Besuche beehren, so bestanden doch meine Ältern auf dem Gegentheil. Unterdeß bekam ich wirklich von dieser einen Brief, worinn sie mir nicht nur über meine heimliche Abreise die bittersten Vorwürfe machte, sondern mir auch zugleich ihre Schwangerschaft meldete. Ich beantwortete indeß keinen derselben, indem ich sie auf die Gedanken bringen wollte, als ob ich nicht mehr in meiner Vaterstadt sey. — Allein ich hatte mich gewaltig geirrt. —

Vergnügt schlürfte ich eines Morgens meinen Kaffee, als ein mir unbekannter Mensch in mein Zimmer trat, und mir meldete: daß ein ehemaliger Schulfreund bei seiner Durchreise mich zu sprechen wünsche, und mich ersuchen ließe, sogleich zu ihm zu kommen, indem ihn die Ermüdung von der

Reise an diesem Freundschaftsdienst hindere. Ohne etwas arges zu ahnden, zog ich mich an, und folgte dem Abgeschickten. — Allein, wie groß war mein Schreck, als ich anstatt des gehofften Freundes, mein Schneidermädchen antraf, welche mir in ganz lakonischer Sprache andeutete: ich möchte Anstalt machen, für ihr und ihres Kindes Unterkommen zu sorgen, wiedrigenfalls sie sich genöthiget sehen würde, die Obrigkeit um Hülfe anzusprechen. Ich wußte mir weder zu rathen, noch zu helfen, und da sie sich mit dem Gelde, das ich bei mir hatte, und welches in ohngefähr zwanzig Thalern bestand, vor der Hand nicht wollte abspeisen lassen, so fiel mein Muth gänzlich. — Ich lief in aller Angst zu meiner Mutter, beichtete ihr aufrichtig mein Vergehen, und bat sie, es meinem Vater mit guter Art beizubringen. Ihr Schreck war so heftig, als ihr Zorn, und nur mein innigstes Flehen konnte sie wieder

in etwas besänftigen; desto unerbittlicher aber war mein Vater, welcher mich ins Zuchthaus zu stecken, drohte. Indes sah er sich genöthiget, so schnell als möglich, zur Vermeidung aller Prostitution, die Sache gütlich beizulegen. Er mußte ihr daher, gegen einen schriftlich ausgestellten Revers, nie einige Ansprüche auf mich zu machen, oder sonst zweideutig von mir zu sprechen, drei hundert Thaler auszahlen, worauf sie auch sogleich wieder abreiste.

Nun war mein Vater ernstlich darauf bedacht, mich auf eine Akademie zu schicken, konnte nur noch nicht mit sich einig werden, welche er dazu erwählen sollte. Er zog daherhalb einige Gelehrte und gute Freunde zu Rathe, und da fast dieser aller Meinung war, daß R. für mich am passendsten sey, weil bei der nicht übermengten Anzahl der daselbst Studirenden, die Professores eine genauere Kenntniß von jedes Aufführung er-

langen könnten, so stimmte auch mein Vater ihnen bei.

Den Tag vor meiner Abreise rief mich derselbe in seine Schreibstube, und redete mich folgendermaßen an, wie ich mir noch sehr gut ins Gedächtniß zurück rufen kann: „Mein Sohn! Du hast mir zwar bisher durch Deinen ungezogenen Lebenswandel nicht nur viel Verdruß und Kosten verursacht, sondern mir auch Ursache gegeben, weniger väterlich gegen Dich zu handeln; indeß will ich Dir alles vergeben, unter der einzigen Bedingung: daß Du künftig besser und rechtschaffener handelst. Ich hoffe, da Du doch jetzt schon in den Jahren stehest, wo Du die Folgen aller Deiner Handlungen berechnen kannst, daß Dir Deine begangenen Streiche stets eine lehrreiche Warnung seyn werden. — Reise glücklich, und denke an die Zukunft!“ — Ich versprach, alles heilig zu erfüllen, nahm Abschied, und eilte,
bon

von einem ehrlichen und treuen Diener meines Vaters begleitet, auf den Flügeln eines leichten Cariolets, von vier Extra-Postpferden zum Fliegen gebracht, nach R. zu, wo ich meine akademische Laufbahn antreten sollte.

Den Tag nach meiner Ankunft ließ ich mich inscribiren, miethte mir ein bequemes Logis, und sah mich dann, als ich meine Sachen in Richtigkeit gebracht hatte, in der Stadt um. Hier machte ich Bekanntschaft mit zwei Studenten, die mir einige wohlmeinende Regeln gaben, wie ich mich zu verhalten habe. Ich nahm sie mit auf meine Stube, traktirte sie den Abend, und wir befanden uns bei einer Pfeife Taback recht wohl. Das erste halbe Jahr waren sie fast meine einzigen Gesellschafter, und dies war auch fast die einzige Zeit, wo ich während meines akademischen Lebens mit Eifer, an meiner künftigen Bestimmung arbeitete.

R

Mein Vater, der jetzt die besten Nachrichten von meinem Fleiße und meiner Aufführung bekam, schickte mir einen Wechsel nach dem andern, um mich immer mehr in meinem Vorsatze aufzumuntern, und zu bestärken. Vielleicht aber war dies die unschuldige Ursache meiner nunmehrigen Verirrungen, und Ausschweifungen. Denn da ich bei meinem vielen Gelde mehrere Gesellschaften zu besuchen anfang, so konnte es auch nicht fehlen, daß ich in mehrere Bekanntschaft gerieth. — Ich ritt, fuhr, oder ging nun täglich spazieren, und machte überhaupt alles mit, wozu man mich überredete, besuchte meine Collegia leider! nur wenig, und schwitzte das, was ich in der ersten Zeit gelernt hatte, meistens wieder aus.

Die Professoren wurden endlich mein zugellofes Leben gewahr, und ließen mich deshalb zu sich rufen; allein da ich selten zu Hause war, und sie auch keinen besondern

Auftrag dazu erhalten hatten, so wurden sie es endlich müde und überdrüssig, und ließen es beim Schicken bewenden. Endlich begegnete mir einst einer derselben auf der Straße, und redete mich mit folgenden Worten an: „Lieber Herr Römer! ich habe Briefe von Ihrem Herrn Vater bekommen, deren Inhalt Sie meist angeht, ich wollte Sie also ersuchen, mich nach Hause zu begleiten.“ Ich konnte ihm nicht entweichen, und folgte unter bangen Erwartungen. Als wir in seine Stube getreten waren, hielt er mir eine scharfe Strafpredigt, drohte mir mit Arrest, und — noch diesen Abend warf ich ihm unbemerkt die Fenster ein. — Ich war jetzt ganz ausgelassen. Kein Aufruhr, keine Schlägerei entstand, wovon ich nicht der Urheber und Beförderer war. Frei und öffentlich lebte ich mit den berühmtesten Mädchen; eine unterhielt ich einst sogar einige Wochen heimlich, auf meiner Stube. —

Es entstand eines Tages unter einigen Studenten ein heftiger Streit, und der eine Theil forderte den andern vor's Thor, um ihre Sache mit dem Degen auszumachen, da die hiesige Universität sich rühmte, nicht wie auf andern, mit Stöcken sich herum zu prügeln, sondern jede Beleidigung auf diese Art zu rächen. — Als sie aber in der besten Arbeit waren, kamen einige abgeschickte Häfcher, und suchten sie von einander zu treiben. Mich, der ich zwar bloß einen stummen Zuschauer dabei abgab, verdroß dies nicht wenig, ich zog vom Leder, stellte mich an die Spitze der übrigen, und rief ihnen zu: sich als brave Bursche zu wehren; — allein schimpflicher Weise ergriffen sie die Flucht, und ich wurde mit noch zwei andern wehrlos gemacht, gefangen in die Stadt geführt und der Universität ausgeliefert, wo ich nach Erlegung einer ziemlich ansehnlichen Geldsumme, meine Freiheit erst wieder erhielt.

Nicht lange darauf traf ich einen von jenen Feigherzigen auf dem Markte, forderte deswegen von ihm sogleich Abantage, und da er sich hierzu nicht verstehen wollte, gab ich ihm ein Paar derbe Ohrfeigen, worauf er mir hinterlistig einen Stich in den Schenkel versetzte. — Ich war eben nun im Begriff auf ihn einzudringen, als eine Schaar Häscher dazu kam, und mich, da ich wegen meiner erhaltenen Wunde, nicht geschwind genug entweichen konnte, einholten. Ich ward auf's Carzer gesetzt, mußte vor's Concilium in's Verhör, und wurde endlich, da dieses schon das zweitemal war, wo ich das so scharfe Duellmandat übertreten hatte, — relegirt. —

Ich achtete dieses wenig, sondern hielt mich noch immer einige Zeit hier auf, und stiftete neue Händel, bis ich endlich Wind bekam: daß mich der Magistrat in Verhaft nehmen lassen wolle, worauf ich mich in

größter Eil aus dem Staube machte, und alle meine Sachen im Stiche ließ. —

Meine Ältern, die noch nichts von meiner Relegation wußten, staunten nicht wenig, als ich sie so unvermuthet überraschte. Nach und nach bereitete ich sie darauf vor, und wußte alles auf so eine Art darzustellen, daß sie nicht anders glauben konnten, als es sey mir das größte Unrecht widerfahren. Allein bald darauf wurde mein Vater durch einen Brief des Rectors, eines ganz andern belehrt; er legte mir ihn vor, und ohnerachtet der Inhalt desselben die lautere Wahrheit enthielt, so wußte ich mich dennoch auszureden, indem ich vorgab: man habe den Rector nicht gehörig von den nähern Umständen unterrichtet. Vier Wochen waren schon verstrichen, und mein Kuffer und übrigen Sachen, welche ich bei einem Fuhrmann verdungen zu haben vorgab, erschienen immer noch nicht. Mein Vater mochte daher

wohl auf die rechten Gedanken fallen, und schrieb ohne mein Wissen nach R., um die wahre Ursache zu erfahren; worauf er die Antwort erhielt: wenn meine daselbst zurückgelassenen Schulden, welche sich beinahe auf drei hundert Thaler beliefen, bezahlt würden, so sollte auch der Kuffer, nebst allen meinen Kleidern und übrigen Sachen, ausgeliefert werden. Mir war nicht wohl dabei zu Muth; denn ich fürchtete, er möchte seine einst geäußerte Drohung: mich ins Zuchthaus zu stecken, jetzt erfüllen. — Vor der Hand hatte er jedoch einen andern Plan mit mir vor, mich zur Besserung zu bringen. — Er war nämlich eben im Begriff, ein mit Waaren beladenes Schiff nach England abgehen zu lassen, und auf diesem sollte ich als Schiffschreiber, die Reise mitmachen, indem er hierdurch bei dem Mangel zu neuen Ausschweifungen, mich zu einer stillern und ordentlichern Lebensart gewöh-

nen wollte. Ich mußte bis den Tag vor meiner Abreise, kein Wort von diesem Vorse, und hatte bisher nur immer meinen Altern täglich angelegen, mich auf eine andre Universität gehen zu lassen, um mein Studium beendigen zu können; man kann also leicht denken, daß ich wie vom Donner gerührt, bei dieser Ankündigung da stand. Alle meine Bitten und Vorstellungen halfen nichts, ich mußte aus Zwang Gehorsam leisten. —

Ich übergehe die Zeit meiner Schifffahrt, da sie nichts wichtiges enthält; auch ich mußte die gewöhnliche Seekrankheit ausstehen, und war überhaupt beständig niedergeschlagen, und in traurig: Gedanken versunken, bis ich endlich glücklich wieder bei den Meinigen anlangte. —

Mein Vater, dem meine Mutter während meiner Abwesenheit die bittersten Vorwürfe gemacht hatte, hatte es selbst oft be-

reut, dieses Mittel erwählt, und mich so mancherlei Gefahren bloß gestellt zu haben, und war daher nicht wenig erfreut, mich gesund und wohlbehalten wieder zu sehen. Schon einige Monate waren mir nun wieder in meiner Ältern Hause verflossen, während denen ich keine weitere Beschäftigung hatte, als daß ich dann und wann meinem Vater in seinem starken Briefwechsel, hilfreiche Hand leistete. Indes wurde mir dies bei meinem Genie bald zu langweilig, und ich lag nun meine Ältern stündlich an, mir zu erlauben, mein Studieren beendigen zu dürfen. Anfänglich trugen sie zwar mit Recht Bedenken, meinem Gesuche zu willfahren, aus Vorsorge, ich möchte wieder auf meine alten Abwege gerathen; endlich aber willigten sie doch ein, und ich ward zum zweitenmal auf eine Universität, und zwar nach H. geschickt.

Das erste halbe Jahr besuchte ich meine

Collegia wieder so ziemlich ordentlich, machte auch bei den Professoren, an die ich besonders empfohlen worden war, öftere Auswartungen, und besuchte ich ja etwa einmal zur Abwechselung eine lustige Gesellschaft, so übertrat ich doch nie die Schranken der Mäßigung. Mein Vater war mit mir vollkommen zufrieden, und ich lebte vergnügt und glücklich. — Bald aber ward ich wieder der Alte, wozu folgende Begebenheit wohl das meiste beitrug.

Im Anfange der gewöhnlichen Michaelisferien, beredeten mich einige gute Freunde, mit ihnen auf die Messe nach L. zu reisen; ich ließ mich hierzu nicht lange bitten. Wir waren unserer achte, und zwar alle zu Pferde. Kaum zwei Meilen von H. erreichten wir ein ziemlich ansehnliches und wohlgebautes Dorf, wo wir uns vornahmen, einzufehren, und das Mittagsbrod zu verzehren. — Da das Bier hier vorzüglich schmackhaft

war, so verweilten wir länger, als wir uns eigentlich vorgenommen hatten, und ließen uns dasselbe so wohl schmecken, daß wir bald alle etwas benebelt waren. Endlich stimmten wir einige bekannte Commerglieder an, welches die anwesenden Dorfbewohner nicht wenig verdroß, da wir sie hierdurch vermuthlich in ihren Kannegießereien stören mochten. Sie steckten die Köpfe zusammen, und bald darauf trat einer von ihnen zu uns, und redete uns, wie ich mich noch sehr gut zu erinnern weiß, folgendergestalt an: „Meine Herren! solcher Lärm ist bei uns nicht Mode; Sie werden also so gut seyn, und ihn entweder unterlassen, oder Ihrer Straße ziehen.“ — Aber kaum hatte er ausgeredet, und — Schwabs! hatte er schon eine so derbe Ohrfeige weg, daß ihm die Zähne wackeln mochten, und er mit blutender Nase unter Drohungen zur Thüre hinaus lief. — Wir griffen nun zu unsern

Sehpeitschen, und wollten auch die übrigen auf gut studentisch behandeln, als sie sich wohlweislich aus dem Staube machten. — Allein — noch hatten wir selbst uns nicht wieder erholt, als das ganze Wirthshaus von Bauern besetzt wurde, wovon eine ganze Partie mit Spießen, Hacken, Dreschflegeln u. dergl. in unsre Stube stürmte, und uns zu ergeben aufforderte. Wir lachten darüber, und trieben unsern Spott immer höher, bis endlich völliger Ernst daraus ward. Jetzt zogen wir unsere Hießer, und wehrten uns als brave Kerls, hatten auch schon so manchen verwundet, als wir endlich doch der Übermacht erlagen, und in Verwahrsam gebracht wurden; unsre Pferde aber wurden dem Wirth anbefohlen, damit man wegen der verursachten Unkosten, und andern zugefügten Schaden gesichert wäre. Den andern Tag mußten wir vor dem Richter erscheinen, und hier wurde einem jeden von uns eine

Estrafe von zehn Thalern, und Ersatz alles Schadens auferlegt; niedrigenfalls er den ganzen Vorfall nach H. zu berichten drohte. Wir überlegten heute bei nüchternen Sinnen, was zu thun sey, und da wir wohl wußten, daß wir bei der Universität nicht so gelinde wegkommen würden, so verstanden wir uns dazu; und nun wurden uns unsre Pferde wieder ausgeliefert. — Nun berathschlagten wir, ob wir noch — da man unsre Beutel so impertinent zu plündern geruht hatte — auf die Messe, oder geraden Weges wieder zurück nach H. reuten wollten. Einige waren der letztern, die mehresten aber doch der ersteren Meinung, und so sprengten wir im vollen Jagen dem schönen L. zu.

Zerstreuung kettete sich hier an Zerstreuung, und ich ging einst eben einer neuen entgegen, als ich in einem Galanteriegewölbe ein Mädchen von anziehender Schönheit, und wie es ihren Kleidern nach schien,

nicht geringen Herkommens, erblickte. Ich blieb stehen, und bemerkte, daß sie um eine silberne Tabatiere mit einem schönen Portrait handelte, mit dem Kaufmann aber nicht einig werden konnte. Ich bedachte mich kurz — ging hinein, kaufte sie, und reichte sie ihr dann zum Geschenke. Sie sah mich mit bedeutenden und vielversprechenden Augen an, weigerte sich zwar anfangs sie anzunehmen, that es aber endlich doch — worauf ich sie um die Erlaubniß bat: sie nach Hause begleiten zu dürfen. Ich erhielt sie ohne viele Umstände, und beim Abschied lud sie mich zum morgenden Nachmittag auf einen Kaffee ein. —

Ich trennte mich also am folgenden Tage zur bestimmten Stunde, unter dem Vorwande: etwas einzukaufen, von meinen übrigen Gefährten, und eilte zu meiner unbekannt. Ich traf sie ganz allein — bis auf ihr Aufwartemädchen — wurde zuvor:

Kommend von ihr empfangen und auf ein sehr schönes seidenes Sopha genöthiget, auf dem auch sie an meiner Seite Platz nahm. Unter allerhand Gesprächen, aus denen ich schloß, daß auch sie vielleicht einerlei Entzweck mit mir zum Grunde habe, war unser Kaffee verzehret. — Ihr Mädchen trat jetzt herein, räumte das Geschirr weg, und brachte zwei Bouteillen Wein, nebst Gebäckem. Sie nöthigte mich sehr fleißig zum Trinken, und da auch ich das nehmliche that, so war unser Wein noch vor Verlauf einer Stunde, alle, und ich gab dem Mädchen einen Dukaten, frischen zu holen. — Allein meine schöne Unbekannte nahm dies schlechterdings nicht an, indem sie sehr freundlich sagte: dies würde die größte Unhöflichkeit ihrer Seits verrathen, da sie mir auch überdem schon so viel Verbindlichkeit schuldig wäre, und weil ich das Geld nicht zurücknehmen mochte, schenkte ich es dem

Mädchen. — Der Wein machte mich endlich beherzter, und ich ließ so manche Aeußerung entfallen, aus der sie leicht die Ursache meines Besuches muthmaßen konnte. Allein sie schien mich nicht verstehen zu wollen, und stellte sich, wurde meine Hand etwa kühner, so spröde und zugleich erbittert, daß der Nachmittag ungenossen vorbeistrich. Ich griff jetzt nach meinem Hute, aber sie setzte mir so zu, zum Abendessen bei ihr zu bleiben, daß ich ihr endlich nachgeben mußte. Der Wein, den ich jetzt von neuem genoß, feuerte meine Sinne immer mehr an, ich bat sie endlich dringend um Genuß — und sie widerstand mir jetzt nicht mehr. — Sie führte mich in ihr Schlafzimmer, und nachdem sie die Thüre verschlossen, überließ sie sich ganz meinen stürmenden Begierden. — Ermüdet fiel ich endlich in einen tiefen Schlaf, und mochte ohngefähr einige Stunden in demselben gelegen haben, als ich plötzlich
auf

auf eine nicht nur nicht vermuthete, sondern auch sehr empfindliche Art, aus demselben aufgeschreckt ward. Denn auf einmal erhielt ich so einen derben Schlag, daß ich schnell aufsprang und nach meinem Degen greifen wollte, um mich für diese Beleidigung zu rächen. Allein wie ward mir zu Muth, als ich drei baumstarke Kerls mit Knütteln bewaffnet, vor meinem Bette stehen sah, von denen mich einer folgendermaßen anredete: „Mein Herr! wie haben Sie sich unterstehen können, meine Ruhme zu verführen, und Ihren schändlichen Begierden aufzuopfern?“ — Ich konnte vor Verwirrung und Bestürzung kein Wort hervorbringen, und meine Unbekannte, die sich ganz erschrocken anstellte, sprang ohne Bedenken, schnell und im Hemde aus dem Bette, und ließ mich meinen Verfolgern allein zurück. — Ich sprang endlich auch auf, und suchte während des Anziehens meinen Degen gewahr

werden zu können; allein an seiner vorigen Stelle stand er nicht mehr, und ich vermuthete nicht ohne Grund, daß sie ihn aus Vorsorge schon bei Seite geschafft hätten. Als ich mich angekleidet hatte, forderten sie mich auf, ihnen entweder alle mein Geld, Uhren und silberne Sporen gutwillig einzuhändigen, und dann wollten sie von diesem ganzen Vorgange schweigen — im Gegentheil aber gewärtig zu seyn, daß sie mich der Obrigkeit als einen Ehebrecher überliefern würden, da die von mir Verführte verheirathet wäre, und ihr Mann auf keinem Fall diesen Schimpf ungerochen hingehen lassen würde. — Was wollte ich machen? — Allein, in einem unbekannten Hause, in der Gewalt dreier Kerls, deren Handwerk ich nun wohl merkte, war es ohnstreitig das Klügste, mich geduldig in alles zu schicken. — Ich wurde hierauf durch einen dunkeln Durchgang auf die Straße gebracht, und

gelangte endlich, arm wie eine Kirchenmaus, in mein Quartier an, wo ich nicht einmal dem Hausknecht, den ich nach langem Pöchen erst ermuntern konnte, ein Trinkgeld für das Aufschließen des Thors zu geben vermögend war. Mißmuthig begab ich mich auf mein Zimmer, und bereuete tausendmal meinen Leichtsinn und meine Unerfahrenheit, die jener Buhlerin und ihren saubern Gehülfsen Gelegenheit gegeben hatte, auch mit mir eine Prellerei, wie sie in dieser großen Stadt während der Messe eben nichts seltenes seyn sollen, und von denen ich so manchemal hatte erzählen hören, vorzunehmen. —

Meine Reisegesellschafter wunderten sich am Morgen nicht wenig, als sie meine Uhren und Ringe vermißten, und glaubten, ich habe alles im Spiele verlohren. Als ich ihnen aber mein gehabtes Abenteuer erzählte, lachten sie mich herzlich aus, da sie

schon besser hier Bescheid wußten, als ich. In welche Verlegenheit gerieth ich indeß, als sie mir sagten, daß sie heute Nachmittag Willens wären, nach H. zurück zu reuten. Der Antheil meiner Zeche betrug für Logis, Essen und Trinken neun Thaler, und ich hatte nicht neun Pfennige; auch meine Freunde konnten mir dies Geld nicht vorschießen, da sie selbst kaum ihren Antheil zusammenbringen konnten. — Ich mußte mich also entschließen, so lange hier zu bleiben, bis ich den Wirth befriediget hatte. Ich setzte mich sogleich hin, schrieb an meine Mutter, und bat sie dringend: mir mit erster umgehender Post fünfzig Thaler zu übersenden, indem ich so sehr bestohlen worden sey, daß ich nicht einmal im Stande wäre, meine Zehrung zu bezahlen. Mit Verdruß sah ich meine Freunde aufstehen, und mußte zwischen Furcht und Hoffnung allein zurück bleiben. Doch dieser verwan-

delte sich bald in Freude, als der Mann im gelben Rocke, den Studenten so gerne kommen sehen, zu mir eintrat, und mich auf zehn Stück Louisd'ors zu quittiren bat. Nun bezahlte ich sogleich meine Schuld, trieb mich noch einige Tage in L. herum, und reiste dann wieder nach meinem Munsinge.

Ich war kaum daselbst angekommen, als ich es mein erstes Geschäft seyn ließ, zu einem reichen Kaufmann, mit dem mein Vater große Geschäfte hatte, zu gehen, und mir von demselben gegen einen Schein, sechzig Thaler auszahlen zu lassen. Dafür kaufte ich mir eine andere Uhr und Sporen, und das übrige verjübelte ich auf den benachbarten Dörfern, wo ich auf manchem sogar einige Tage liegen blieb, und während vierzehn Tagen mein Logis mit keinem Fuße betrat. —

Eben war ich bis auf wenige Groschen

wieder fertig, als ich meinen bestimmten vierteljährigen Wechsel erhielt, welcher eben zu gelegener Zeit eintraf, da jetzt die gewöhnlichen Feierlichkeiten der Kirchweih-feste *) ihren Anfang nahmen. Dies war nun ein weites Feld von Vergnügungen, wo ich mich nach Herzenslust herumtreiben konnte. Auf dem Dorfe, wo es am tollsten zuging, legte ich mich in die Schenke, tanzte, sang, und wurde fast keinen Tag nüchtern. War ich dann recht ausgeräumt, so hielt ich alle meine Freunde frei, unterhielt die Musikanten auf meine Kosten, und lebte einen Tag wie den andern, herrlich und in Freuden, wo freilich über die Hälfte meines Wechsels darauf ging.

*) Unter dem bekannten Namen: Kirmes; für Studenten ein wahrer Lunnelpas von Vergnügungen, um die mancher seinen letzten Rock versetzt, oder — verkauft. —

Am vorletzten Tage dieser Herrlichkeit, trat ich ohne Absicht vor die Thüre, wo mir sogleich ein vorüberreisendes Frauenzimmer in die Augen fiel. Ich ging zu ihr, und nöthigte sie in das Wirthshaus; und ob sie zwar anfänglich durchaus nicht wollte, so ließ ich ihr doch keine Ruhe, bis sie mir endlich folgte. — Ich merkte bald an ihrem Betragen, daß sie auf gut Glück in der Welt herumreise, denn sie ließ sich dieses Leben recht wohl gefallen, und so sehr sie sich vorher hatte nöthigen lassen, so dreiste wurde sie nun, und betrug sich gegen mich, als ob wir schon Jahre lang mit einander bekannt gewesen wären. Endlich ließ ich ihr, auf ihr Verlangen, ein Bette anweisen, und sie begab sich, wegen Müdigkeit von der Reise, früh in dasselbe. Da ich noch keinen Schlaf in meinen Augen spürte, so blieb ich noch mit einigen lustigen Brüdern sitzen, und zechte mit ihnen so tapfer,

daß ich einen so starken Rausch bekam, daß ich nicht mehr aufrecht stehen konnte, wobei mich zugleich ein so tiefer Schlaf überfiel, daß ich mich ohne Umstände auf eine Bank legte, und ununterbrochen fest schlief, bis mich am Morgen der Wirth weckte. Ich erkundigte mich sogleich nach meiner Fremden, und erfuhr, daß sie schon lange auf sey, und bereits den Kaffee verzehrt habe. Ich ging sogleich zu ihr, und sie mußte mir versprechen, diesen Tag noch in meiner Gesellschaft zu bleiben. Sie willigte auch ein, und diesen Tag war ich mäßiger, um mir das Vergnügen nicht zu verderben, und theilte mit meiner Schönen das Bette, worüber sie auch keine eben zu großen Umstände machte. — Ermüdet schlief ich ein, welches sich meine Bettgenossin zu Nutzen machte, mir mein Geld und Uhr entwendete, und über alle Berge verschwand. Ich staunte nicht wenig, als ich es bei meinem

Erwachen gewahr wurde, und schlug mich aufgebracht vor den Kopf, daß ich mich nun schon zum zweitenmale so hatte anführen lassen. Indeß ließ ich mir gegen niemanden, am wenigsten dem Wirth etwas merken, und gab vor: sie sey schon frühe wieder abgereist. Was sollte ich nun ohne Geld anfangen, da ich ohnedem bei dem Wirth in tiefe Schuld gerathen war? Endlich beschloß ich: mich heimlich zu entfernen. — Um diesen Vorsatz aber desto besser und unbemerkter auszuführen, affectirte ich in Gegenwart desselben meine vorige Munterkeit, und ließ eben so viel, wie sonst, aufgehen. Dieser setzte daher nicht den geringsten Argwohn in meine Ehrlichkeit; ehe er sich's aber versah, war ich ihm entwischt.

Sobald ich in mein Logis gekommen war, sann ich nach: neue Gelder aufzutreiben, um nicht nur den Wirth bezahlen,

sondern auch mein verschwenderisches Leben fortführen zu können. Ich verfügte mich daher zu den obenerwähnten Kaufmann, und begehrte abermals auf einen Schein, sechzig Thaler von ihm. Allein dieser sahe sich genöthigt, es mir abzuschlagen, da er ausdrücklichen Befehl von meinem Vater hatte, mir, bei Verlust der ausgezahlten Summe, nichts mehr verabsolgen zu lassen, da dieser von meiner neuen Zügellosigkeit Nachricht bekommen hatte. — Nun wußte ich nicht, wo mir der Kopf stand. Der Wirth, dem ich heimlich entwischt war, mahnte mich fast täglich, wozu auch noch andere Schuldner kamen, die alle befriediget seyn wollten. —

Endlich faßte ich den Entschluß, meine Mutter abermals zu besuchen, mich aus diesem Labyrinth zu reißen. Ich stellte ihr in meinem Briefe meine kläglichen Umstände aufs rührendste vor, und bat sie

um die schleunigste Hülfe, wenn sie es nicht aufs äußerste wollte kommen lassen. — Allein ich wartete die erste Zeit vergeblich auf Antwort; sie war — wie ich nachher erfuhr — eben damals, als sie meinen Brief ethielt, so gefährlich krank, daß selbst der Arzt wenig Hoffnung zur Besserung gab. Sie ließ daher meinen Vater rufen, stellte ihm meine Noth vor, und bat ihn, mir noch diesmal beizustehen. Dieser aber schickte mir, statt der verlangten Summe, sechs Dukaten, mit dem Entschlusse: wenn ich von meinem zügellosen Leben nicht abstehe würde, so könne ich versichert seyn, daß er mir auch keinen Groschen mehr schicken, und überhaupt nichts mehr von mir wissen wolle.

Ich hatte den Muth nicht, meinem Vater zu schreiben, sondern entschloß mich, mit den sechs Dukaten H. zu verlassen, in das S . . . sche mich zu begeben, und dort un-

ter einem Regimente, wo verschiedene Offiziers meine Freunde waren, Dienste zu nehmen. Ich bekam auch sogleich, auf Vordersprache, eine eben offen gewordne Fourirstelle, die ich vor der Hand mit Freuden annahm, und in kurzer Zeit als Lieutenant angestellt ward. —

v.

Wilhelm Flammer.

Erster Abschnitt.

Wilhelm Glammer war der Sohn eines reichen Kaufmanns zu Bornwalde, den sein Vater gleich bei seiner Geburt zum Studieren bestimmte. Er besaß alle die Anlagen, welche ihn einst zu einem gelehrten Mann bilden konnten, aber auch einen übertriebenen Leichtsinn, und Hang zu allen leichtfertigen Streichen, über den von seiner frühesten Kindheit an, schon manche Klagen bei seinem Vater einliefen. Kein Hofmeister wollte über ein halbes Jahr bei ihm aus- halten, denn der eine war entweder zu scharf, und dann klagte es Wilhelm seiner Mutter, die ihm in allen die Brücke trat,

M

und beredete den nachgiebigen Vater durch ihre Bitten und Schmeicheleien zu einer Änderung; oder ein anderer zu nachsichtig, wollte ihn mit Güte behandeln, und dadurch zu gewinnen suchen, richtete aber nur noch weniger aus, wurde von ihm verlacht und verhöhnt, und forderte von selbst seinen Abschied. — Der gute Vater wußte sich weder zu rathen, noch zu helfen, und beschloß endlich, nach vieler Überlegung, ihn auf eine benachbarte hohe Schule zu schicken, die, bekannt wegen ihrer Vorzüge aber auch Strenge, ihm das einzige Mittel einer möglichen Besserung schien. Kaum hatte also Wilhelm das zur Aufnahme bestimmte vierzehnte Jahr zurückgelegt, als ihn sein Vater selbst dahin brachte, und der schärfsten Zucht und genauesten Aufsicht des Rectors empfahl. So lange sein Vater hier war, gefiel es unserm Wilhelm ungemein, und er bildete sich stets so ein herrliches Leben ein;

allein sobald dieser seine Rückreise angetreten hatte, änderte sich die Szene gar bald.

Die erste Zeit, die er mit Erlernung der nothwendigen Sprachen zubringen mußte, wurde ihm, dessen Kopf nur mit Ränken und andern unnützen Streichen angefüllt war, entsetzlich sauer, und er schrieb die traurigsten Briefe an seine Mutter; allein diese war jetzt zu schwach und unvermögend, bei seinem Vater eine Änderung seines Schicksals zu bewirken, und er mußte sich geduldig in das Joch schmiegen, das ihm sehr weislich auferlegt worden war. Auch nahm er in den ersten zwei Jahren, wo er in den untersten Klassen saß, und nicht nur unter der Aufsicht seiner Lehrer, sondern auch noch unter der besondern seiner obern Mitschüler stand, in Kenntnissen sehr zu; allein kaum war auch er in die obern Klassen gerückt, als alle jene guten Eindrücke neuen Leichtfertigkeiten Platz machen muß-

ten. — Das Tabacksrauchen, so wie auch das Kartenspiel, war bei Ausstoßung aus der Schule auf's schärfste verboten, allein es blieb nichts desto weniger unterwegs, und die geheimsten und gefährlichsten Örter wurden aufgesucht, diese Begierden zu stillen, und da öfters und unvermuthet visitirt wurde, große Bilder an die Wände genagelt, unter ihnen Löcher in die Mauer gegraben, und hier Pfeife und Taback versteckt. —

An der Schule war ein verschlossener Garten, in welchen man nur in den sogenannten Spielstunden durfte, und sich mit Ballschlägen und Kegelschieben die Zeit vertrieb. Wilhelm und einige seiner vertrauesten Freunde hatten nach und nach ihr Wochengeld gesammelt, und sich ein Vogel Flintchen, Raqueten und Schwärmer gekauft, und plakten, so oft sie konnten, in dem Garten herum. Indes hätte bald eine trau-

rige Begebenheit sie für ihren Ungehorsam und Leichtsinn bestraft. Der Thorwarter, der das Amt des Auf- und Zuschließens des Schulhofes hatte, war durch sein grobes und menschenfeindliches Betragen, auch der heimlichen Nachrichten halber, die er von dem und jenem dem Rector zutragen sollte, allen Schülern so verhaßt geworden, daß jeder, wo er nur konnte, sein Muthchen an ihm zu fühlen versuchte. Auch unsern Wilhelm hatte er schon einigemal verklaget, und dieser lauerte nun mit Sehnsucht auf eine schickliche Gelegenheit, sich nachdrucksvoll rächen zu können. Eben war er im Garten mit Laden seines Flintchens beschäftigt, als er ihn, hinter einem Gesträuche versteckt, kommen sah. Ohne die Folgen seiner über-eilten That zu bedenken, schoß er ihm das mit Schrot geladene Gewehr in die Beine. Es entstand auf sein Geschrei ein entsetzlicher Lärm. Wilhelm grub in der Geschwindig-

keit ein Loch in die Erde, legte seine Glinte hinein, bedeckte sie zur größeren Sicherheit noch mit einem Haufen alter durrer Ge-
sträuche, schlich sich unbemerkt aus seinem Hinterhalte hervor, mischte sich unter seine Mitschüler, die um den Verwundeten herum standen, und freute sich mit ihnen über die heftigen Schmerzen. — Der Rector untersuchte alles auf's strengste, allein da er nichts fand, und alle, auf welche Verdacht fallen konnte, natürlich alles läugnen mußten, da sie es nicht gewesen waren, so entging auch Wilhelm diesmal der verdienten Strafe, und es ward für ihn ein neuer Sporn zu mehreren Vergehungen. Ohne entdeckt zu werden, verübte er auch ihrer in Menge, und wenn er ja einmal ertappt und bestraft wurde, freute er sich, die Zahl seiner Stunden, die er schon im Karzer gesessen hatte, mit großen Zahlen an seiner Zellen-
thüre vermehren zu können. — So aus-

gelassen er aber auch übrigens war, so konnte man ihm von Seiten seines Herzens keine Vorwürfe machen. Oft wenn ihm der Rector unter vier Augen die Moral las, war er ganz gerührt, und versprach heilig, sich zu bessern. Für das Gute und Schlechte gleich empfänglich, konnte jeder, unter dessen Händen er war, und dem er sein Zutrauen geschenkt hatte, aus ihm machen, was er wollte. Olimpflisches Zureden half das meiste, dies sah auch der Rector ein, der der Vernünftigste unter den übrigen war, aber die Strenge der Gesetze, welche der Menge wegen nothwendig war, erlaubte ihm nicht, bei ihm eine Ausnahme zu machen. Seine Pflicht verlangte es, jede Vergehung anzuzeigen. Allein durch häufiges Bestrafen fühllos gemacht, war, da die Furcht vor selbiger verschwand, kein Mittel mehr, ihn zu leiten. —

Er war jetzt achtzehn Jahr, und das

feurige Jünglingsblut sehnte sich nach einem weiblichen Wesen, dem es seine Empfindungen mittheilen könnte. Dies war nun freilich schwer, fast unmöglich, da, außer vier alten abgelebten Bettweibern,^{*)} für jede der Zugang verschlossen war. Er fiel endlich auf die Köchin des Thormärters, die freilich nicht mehr jung und schön war, doch allenfalls noch, bei dem Mangel einer andern, die Stelle einer jüngern vertreten konnte. Er suchte sich ihr zu nähern, und einige kleine Geschenke erwarben ihm bald ihre nähere Bekanntschaft und Zuneigung. Er war bald mit ihr einverstanden, und in kurzer Zeit kletterte er alle Abende, in der Stunde der stillen Mitternacht durch ihr Fenster, und wenn der Tag zu grauen begann, wieder in seine Zelle zurück. An der Vertins

*) Diese hatten das Amt, den Schülern die Betten zu machen, und die Zimmer zu reinigen. —

gerung seiner Bücher, Wäsche und Kleidung, und der abnehmenden Röthe seiner blühenden Wangen, merkten seine Kammeraden bald eine heimliche Liebesgeschichte, allein, da er sich keinem offenbaren wollte, blieb es bloße Muthmaßung, bis endlich ein unvorherberechneter Zufall, ihn zur Entdeckung gegen einen seiner treuesten Freunde zwang. Die Köchin gab nämlich vor: sie sey schwanger von ihm. Er wußte seinem Leibe keinen Rath, und nur die Zuredungen seines Freundes, es abzuwarten, indem es vielleicht eine bloße Prolle seyn könne, beruhigte ihn in etwas. Und wirklich hatte dieser nicht Unrecht. Die listige Köchin, unterrichtet von den Vermögensumständen seiner Ältern, wollte seine jugendliche Unerfahrenheit benutzen, und durch diese Erdichtung seine Mutterpfennige plündern. Sie wunderte sich daher nicht wenig, als er jetzt jede Nacht ausblieb, und sah nun wohl, daß ihr Plan:

chen gescheitert war. Sie verhielt sich ganz ruhig, und war nur froh, daß auch Wilhelm alles ungeahndet hingehen ließ.

Indeß nahte sich die Zeit seines Abganges, und nur einen lustigen Schwank will ich noch anführen, den er in Gesellschaft seiner Vertrauten ausübte. — Der Schwiegervater des Rectors, Bürgermeister eines benachbarten Städtchens, war eines Tages zum Besuch gekommen, und da er die Abendmahlzeit bei ihm verzehren wollte, so lud jener seine übrigen Kollegen, und noch einige andere gute Freunde dazu ein. Er hatte nicht lange vorher von den Ältern eines seiner Untergebenen, eine herrliche Rehfeule zum Geschenk erhalten, und diese sollte heute Abend verzehrt werden. Dies hatte Wilhelm erfahren, lauschte den Zeitpunkt ab, wo sich die Köchin eben eines Geschäftes halber aus der Küche entfernen mußte,

schlich sich in dieselbe,*) langte ganz behutsam die schon fast gebratene Rehkeule aus dem Bratofen, trug sie auf seine Zelle, und verzehrte sie mit seinen Gehülfsen ganz ruhig mit dem größten Appetite. Wie sehr sich der Herr Rector über diesen Streich verwundert, und seine Herren Kollegen höhnisch gelächelt haben mögen, kann man sich denken. Die ganze Freude war verdorben, und ersterer soll sogar über diese Uergerniß ein Gallenfieber bekommen haben. —

Seinen Valedictionstag beging er festlich; alle seine besten Freunde und auch seine Lehrer traktirte er auf's prächtigste, und unter fröhlichem „Vivat!“ rufen, bestieg er den bereitstehenden Wagen, um in die Arme seiner Ältern zu eilen, bei denen er die Zeit

*) Zur Verständigung muß ich hier erinnern, daß die Lehrer alle mit in dem Schulgebäude der Schüler wohnten.

bis zu seiner Weiße auf die Academie zu bringen sollte. — Wie einer, der, aus einem dunkeln Gefängnisse befreiet, in dem er Jahre lang geschmachtet hatte — die ganze Welt ihm offen steht — im Übermaaß der ersten Freude, in dem einzigen Gefühl, freie Luft zu schöpfen, seine ganze Glückseligkeit findet — nach dem ersten Taumel, aus Furcht, in eine unbekannte Welt zu treten, seine erlangte Freiheit vergißt, und mit Anhänglichkeit an seinen Kerker traurig fortwandelt, sah unser Held sich noch einmal nach der Stadt um, die er schon eine gute Strecke Wegs im Rücken hatte. —

Auf Anrathen eines Professors, der ein guter Freund seines Vaters war, bekam er einen gesitteten und gelehrten Menschen zum Stubenpurschen, der mit ihm theils die Collegia repetiren, theils durch seinen Umgang von andern nachtheiligen Gesellschaften und Zerstreuungen abhalten sollte. Allein er ver-

trug sich nicht lange mit ihm. Der Gedanke, bei dem Genuß seiner jetzigen Freiheit, einen Aufseher und Beobachter seiner Handlungen zu haben, gab Gelegenheit zu manchen Neckereien und Stöhrungen, und schon in den ersten vier Wochen zog er von ihm. — Da er auf der Schule ein so eingeschränktes Gefangenleben hatte führen müssen, so konnte er seine Freude nicht genug äußern, daß er sich jetzt so frei wie ein König fühlte, besuchte seine Collegia nur wenig, und es schien ihm genug zu seyn, wenn er die Woche nur ein paarmal dem Professor durch seinen Zuspruch zeigte, daß er noch lebe — — desto öfterer aber den Tanz- und Fechtboden, Komödien, Gärten und andere angenehme Örter. Wo es am tollsten und ausschweifendsten zuging, war er am liebsten; bei allen Commergen und wilden Gelagen machte er eine Hauptperson aus. —

Bei schönen Commetagen pflegte er gemeinlich in einem nahen Garten zu spazieren, und bemerkte hier, daß die Eigenthümerin desselben, eine junge, reizende Kaufmannsfrau, Absichten auf ihn zu haben schien. Er freuete sich auf ein neues Abenteuer, und verdoppelte seine Gegenwart; indeß verhinderte der Ab- und Zugang mehrerer Leute, und vorzüglich Studenten, jede erwünschte Annäherung. Wieder Vermuthen winkte ihm eines Abends ihr Kammermädchen, und steckte ihm ein Billet zu, worinne er von ihrer Gebieterin auf morgen Abend zu einem Besuch eingeladen wurde. Er stellte sich richtig um die bestimmte Stunde ein, und sie entschädigte sich hinlänglich in seinen Armen für das Unglück, das sie an einen alten, abgelebten und mürrischen Gatten gefesselt hatte, und versprach, so oft dieser eine Geschäftsreise zu thun habe, ihm so gleich Nachricht davon geben zu lassen. Un-

bemerkt ging einige Zeit hindurch alles glücklich, bis sie endlich beide, wieder Erwarten, auf eine eben nicht angenehme Art, und zwar auf immer, in ihren Zusammenkünften gestört wurden. Ihr Mann, der an sich schon im höchsten Grade eifersüchtig war, hatte durch einen treuen Markthelfer, dem Wilhelms Besuche verdächtig vorgekommen waren, alles erfahren, und wollte sie nun durch das Vorgeben einer nothwendigen Reise in die Galle locken. Es ging auch glücklich von Statten. — Ruhig und sicher, wie sie glaubten, saßen seine Frau in einem dünnen Nachtkleide, und Glammer auch schon halb entkleidet im Schlafzimmer, und schlürften eine Tasse Chokolade, als die Jungemagd, blaß und zitternd, mit den Worten: „Herr Jesus! der Herr kommt,“ — hereintrat, und er auch im Augenblick darauf wirklich selbst folgte. Anfangs war Wilhelmen nicht wohl dabei zu Muth, er

glaubte, er hätte Gehülfen mitgebracht; aber zum Glück war er's nur allein. Seine Augen funkelten, er konnte vor Wuth kaum sprechen. Sein Weibchen, bleich wie eine Wand, bebte an allen Gliedern, sank vor Schreck und Angst vor ihm nieder, und umfaßte bittend seine Kniee. — „Fort!“ schrie er, und schleuderte sie unbarmherzig in einen Winkel, daß sie sinnlos liegen blieb. Nun wollte er auf Wilhelm los; allein schnell gab das Glück und sein gesunder Verstand, diesem einen Einfall zur Rettung. Auf dem Nachttischgen stand des Kaufmanns silberne Tabatiere, die er vergessen haben mochte einzustecken, diese ergriff er, schüttete den darin befindlichen, scharfen und flüchtigen Holländer in seine Hand, und warf jenem die Augen damit so voll, daß er keinen Schritt weit sehen konnte, ergriff in der Eile seine Kleider, wischte zur Thüre hinaus, und lief damit, so schnell er konnte, auf den Hof in
einen

einen Winkel, wo er sich ankleidete, und dann ganz unbefangen nach Hause wanderte. Er war neugierig zu wissen, wie es mit der armen Frau abgelaufen sey, zog auch dieserhalb des andern Tages Erkundigung ein, konnte aber weiter nichts erfahren, als daß sie noch gestern spät mit ihrem Gemahl verreist sey. Er bedauerte sie anfänglich sehr, schlug sich's aber bald wieder aus dem Kopfe, und spürte einer neuen ähnlichen Bekanntschaft nach.

Zwei Jahre seines akademischen Lebens waren nun schon verstrichen, und leider! hatte unser Held nur wenig in denselben profitirt. Seinen Altern konnte sein Lebenswandel natürlich nicht unbekannt bleiben. Sie schrieben häufig an ihn mit Drohungen und Versprechungen, um ihn zur Besserung zu bewegen. Er war eben so unermüdet in Antworten, in um Vergebung bitten, und im Versprechen; aber es blieb beim Vor-

sage. — Seine Freunde, die ähnlicher Zügellosigkeit sich ergaben, hatten ihm schon längst gerathen, sich den oben benannten Professor vom Halse zu schaffen, und er machte es ihm auch wirklich jetzt so bunt, daß er nichts mehr mit ihm zu thun haben wollte. Dies war noch das einzige Band gewesen, welches ihn an Stunden lang erheuchelte Aufführung knüpfte. Jetzt ganz frei, überließ er sich allen nur möglichen Ausschweifungen. Seine Wechsel reichten nicht zu, die Ausgaben zu bestreiten, und in kurzer Zeit häufte sich eine ansehnliche Schuldnerlast, die dringend ihn bestürmten, bezahlt zu seyn. Sein Vater, um ihn vielleicht durch selbst zugezogene Noth zu bessern, beschloß, ihm vor der Hand kein Geld mehr zu schicken. Er bat vergebens, denn er erhielt nichts. Die Schuldner, die er auf Antwort vertröstet hatte, bestürmten ihn von neuem. Er hatte bis auf das, was er

auf dem Leibe hatte, alles verſetzt oder verkauft, um in dieſer Zeit leben zu können. Das letzte war weg, und von Hauſe kam noch immer nichts. Der Speiſewirth gab nichts mehr zu eſſen — Schneider und Schuſter kreditirten nicht mehr — kurz, die ganze Welt ſchien ihn verlaſſen zu haben. Seine ehemaligen Freunde blieben, da er jezt nichts mehr mitmachen konnte, weg, und ſeine Landsleute floh er, aus Furcht für ihre Moral. Endlich, auf's äußerſte getrieben, ſtellte er dem ſo beleidigten Profeſſor ſeine traurige Lage vor, und dieſer riet̃h ihm: einen reuevollen Brief an ſeinen aufgebrachten Vater zu ſchreiben, den er, ohnerachtet aller Beleidigungen, doch zu ſeinem Beſten zu ſtimmen ſuchen werde. Wilhelm that es, klagte in den erbärmlichſten Ausdrücken, ſchwur, daß ihm ſein jeziger Zuſtand auf Zeit- und Lebens beſſern, und er alles geſchehene durch eine gute Aufführung wieder vergeſſen

machen wolle. Dies wirkte auf das weiche Herz seiner Altern, und mehr als jemals von seinem gefaßten Entschlusse überzeugt, schickten sie ihm einen tüchtigen Wechsel, der unserm Helden eben eines Nachmittags, da er mißmüthig auf seiner Stube saß, das schlechte Wetter aus dem Fenster mit ansah, und sich den Kopf zerbrach, welcher Tracteur ihn heute Abend auf sein ehrlich Gesicht bringen würde, von dem Briefträger eingehändigt wurde. In einer Stunde schon mußten es seine Gläubiger, und seine Stube war angefüllt mit Menschen, welche tobten, schimpften, klagten, droheten und baten. Er war so geschickt, mit allen so gut fertig zu werden, daß ein jeder stillschweigend seine Stube verließ. — Seine Schulden waren nun getilgt, aber mit ihnen auch sein Wille, nur eine von seinen Versprechungen in Erfüllung zu bringen. Er lebte wie immer. — Ohnerachtet er sich hütete, seine lustige Le-

bensart bekannt werden zu lassen, so gab es doch Leute, die ihn im Stillen belauerten, und sich ein Vergnügen daraus machten, schlechte Nachrichten von ihm nach Hause zu schreiben. Auf diese Art hatten die Seinigen noch immer keine Ursache, mit ihm zufrieden zu seyn. Allzugroßer Gram warf endlich seinen Vater auf's Krankenlager. Zwar fing er sich wieder etwas zu bessern an, demohuerachtet aber schrieb ihm seine Mutter, meldete ihm die große Gefahr, und gab ihm in harten Ausdrücken die Schuld — denn sie hatte die gute Absicht, ihn dadurch auf sich, und die Folgen seiner Lebensart aufmerksam zu machen — aber sie erreichte ihre Absicht nicht. Er war schon zu tief in den Strudel der Vergnügungen verwickelt, konnte sich nicht mehr aus denselben herausreißen. Wenn auch Reue sich dann und wann seiner bemächtigte, so war es gewiß nur in einer langweiligen Stunde,

oder wenn er vom gestrigen Kausche Kopfschmerzen hatte, oder wenn ein Gläubiger mit Ungestüm Bezahlung forderte, und ihn zu verklagen drohte. Er war einmal in den Händen des Schicksals, dessen Leitung sein veränderlicher Charakter ganz unterworfen war — sein Glück oder Unglück wurde von diesem mächtigen Despoten der Menschen entschieden. —

Mit leichtem Herzen und frohem Sinn, ging er eines Tages zur Stadt hinaus, und kam in ein nahe Dörfgen, wo ihm am Wirthshause der muntere Gesang jubelnder Jechbrüder, die eben „Ein freies Leben führen wir!“ — anstimmten, und da, wie wir wissen, diese Art Vergnügungen zu viel Reiz für ihn hatte, so mischte auch er sich unter den Zirkel der Singenden. Beim Nachhausegehen beschlossen sie insgesammt, morgen nach D., einem schönen Städtgen, dessen Gegend mit der, wo er auf Schulen gewe-

sen war, viel ähnliches hatte, und wo der Geburtstag des Fürsten mit einem großen Feuerwerke begangen werden sollte, zu reuten. Da die beträchtlichen Summen, welche die Studierenden dort verschwendeten, ihnen nicht nur eine gute Aufnahme gewährte, sondern auch große Freiheiten gestattete, so waren, zumal Sonntags, alle Gasthöfe von denselben angefüllt. — Mit dem festen Vorsatze, bald wieder zu kommen, bestieg Wilhelm am folgenden Tage sein Pferd, und ritt fort. Ein schöner Tag, und durch die Menge Menschen, die alle dieser Feierlichkeit zueilten, lebhafter Weg, schöne Vergnügen, bereiteten ihn zu den Vergnügen, die er in der Stadt selbst genießen sollte, vor, und seine Reisegefährten, die schon öfterer da gewesen, führten ihn in ein großes Wirthshaus, wo er schon fast die ganze Universität gegenwärtig fand. —

Die prächtige Lebensart, zu der er von

jeher einen Hang gehabt hatte, und die hier herrschte, konnte er hier ganz befriedigen, und mit Schwermuth dachte er an die finstre, todte Stadt zurück. Der gefüllteste Beutel mußte bei seinen unsinnigen Verschwendungen leer werden, und was der Wirth nicht bekam — bekam gewiß die Pharaobank. — Die Feterlichkeit war endlich zu Ende, und ein Maskenball sollte diesen prächtigen Tag beschließen. Auch Glammer mischte sich unter die Tanzenden, und sein schöner Wuchs und sinnreich gewählter Anzug erregten aller, besonders der anwesenden Schönen Neugierde, die gern unter seine Maske geguckt hätten, um sein Gesicht eben so schön zu finden. — „Wer ist das?“ flüsterte man sich einander in die Ohren, und es kitzelte seinem Stolge nicht wenig, so viel Aufmerksamkeit erregt zu haben, und sich bewundert zu hören. Er reichte unermüdet den Neugierigen die Hand

hin, die ihm Buchstaben in dieselbe schrieben — er wollte aber nicht erkannt seyn. Auf das Signal zum Englischen, bei denen sich die Empfindungen aller Tänzerinnen auf einmal in ihre Füße concentrirt zu haben schienen, erschien plötzlich eine ihm unbekante, in eine arkadische Schäferkleidung verhüllte Person, die ihn bei der Hand ergriff, und mit unter die bunten Reihen zog. Er folgte willig, und beide erregten bald die Bewunderung aller. Sie waren mit einander zufrieden. Ihr gefiel seine Person, und die leichte Art, mit welcher er tanzte — ihm gefiel ihre Art zu tanzen nicht weniger, und daher tanzten beide von nun an beständig zusammen, — Man lauerte vergebens in den Stuben, wo sich alles demaskirte, um Erfrischungen zu nehmen, auch diese beider zu erkennen, denn sie blieben immer in dem strengsten Incognito. Endlich plagte ihm doch die Neugierde, seine Unbekante näher

zu kennen, aber — umsonst war sein Bemühen. Nach einem langen, ermüdenden Tanze, bot er ihr seinen Arm, und führte sie in ein Nebenzimmer, um sie mit Erfrischungen zu erquicken, allein — sie wurden von ihr ausgeschlagen. Ihre Hartnäckigkeit verdroß ihm — er wollte sie verlassen, um sich demaskirt im Zirkel seiner Freunde zu belustigen. Er setzte deswegen den Teller auf den Tisch, und ging. — Da, wie man leicht schließen kann, schon der erste Anblick unsres Helden keinen geringen Eindruck auf ihre Sinne gemacht hatte, so reizte die leichte Art, womit er sie behandelte, ihre Empfindungen, durch Musik und Tanz erhist, noch mehr. Die schöne Maske sollte die erhistte Phantasie abkühlen, war der Wunsch des tobenden Blutes, und überwand die schuldige Sittsamkeit des Weibes. Um sicherer zu gehen, demaskirte sie sich nicht. —

„Ich habe Ursachen, unerkannt zu blei-

ben, und erwarte Sie beim Antritt zur ersten Quadrille, am Eingange des fürstlichen Lustgartens, dann sollen Sie mich näher kennen lernen, und reellen Dank für das Vergnügen, welches Sie mir heute durch Ihre angenehme Gegenwart verschafft haben, genießen!“ — Ein heftiger Druck ihrer schönen Hand — das ein ihm schon bekanntes Feuer durch alle seine Adern goß — den er erwiderte, ließ sie ganz richtig schließen, daß er sie verstanden, und ihren Wünschen nachzukommen Willens sey. —

Wilhelm versäumte die bestimmte Zeit nicht, ärndtete im vollen Maaße die Früchte einer thätigen Dankbarkeit, und erfuhr von ihr, was ich jetzt meinen Lesern gleichfalls, nur etwas zusammenhängender, mittheilen will, als es die nothwendige Eile der Dame gegen Wilhelm erlaubte. —

Graf von M., Minister eines kleinen Fürsten, in dessen Residenz sich unser Held

eben jetzt befand, war mit einer Gemahlin, deren Gestalt eben so schön, als ihre Geburt vornehm war, vermählt. Aber nicht Neigung von beiden Seiten stiftete diese Ehe. Bei ihm ohne Zweifel das Feuer eines Wollüftlings, das bis nach dem Augenblicke des Genusses anhaltend bleibt, alsdann aber schnell erkaltet — sie war zu dieser Ehe gezwungen worden. Ihre Schönheit erregte zwar nicht auf den ersten Blick Bewunderung, aber sie fand Beifall, und gewann das Herz jedes Menschen. Die erste Zeit ihrer Verbindung lebte sie so ziemlich zufrieden, und schien das Harte ihres Schicksals weniger zu fühlen, allein ihr Kummer ward um so größer und schmerzvoller, als sie nach Verlauf eines halben Jahres sehen mußte, daß er ihre in den Armen einer Person, die man nichts weniger als schön nennen konnte, die eher einem Fleischklumpen, als einem wohlgebildeten Frauenzimmer ähnelte, und

die, da sie nur zur thierischen Wollust geschaffen und gebaut zu seyn schien, allein vermögend war, die unersättliche Wollustgierde des Grafen im vollen Maaße zu stillen, untreu ward. Gern hätte sie die Gemahlin des Ministers entfernt gehabt, da sie im höchsten Grade stolz, herrschsüchtig und rachgierig war, allein, ob er jene gleich nicht liebte, auch übrigens keine andre Empfindung mehr für sie hatte, so setzte er doch die ihr schuldige Achtung nicht aus den Augen. Er behandelte sie nach seiner Art so delikaf, als er konnte, schien sich nicht um ihre Lebensart zu kümmern, und ihr gleichsam stillschweigend dadurch anzudeuten, daß auch er ihren Leidenschaften keinen Zügel anzulegen gesonnen sey. Jung, schön und feurig, umflattert mit einer Menge Anbeter, wer wird es da wohl dem gekränkten Weibe verdenken, wenn sie dann und wann in den Armen anderer die Freuden suchte, die ihr

ihr Gatte versagte? — Ähnliche Absicht hatte sie vielleicht auch heute zu dieser Feierlichkeit gelockt, als sie unserm Wilhelm ansichtig ward, und — doch das übrige wissen meine Leser schon. —

Wie verändert fand unser Held alles, da er nach — — zurückkam! Wie still, wie todt kam ihm jetzt der Ort vor! Wie wenig schmeckte die jetzige Lebensart auf jene rauschende! — Er suchte sich zwar in dem Zirkel seiner Brüder zu entschädigen, aber immer fühlte er eine gewisse Leere, die ihm zumal dann desto drückender war, wenn er von einem Besuch bei der schönen Gräfin — die ihm hierzu die Erlaubniß gegeben, und ihre Untergebenen schon darauf abgerichtet hatte — zurückgekehrt war. Schon öfters hatte ihm diese gebeten, wenn er in Noth sey, zu ihr seine Zuflucht zu nehmen, aber immer hatte ein gewisses Etwas ihn davon abgehalten. Als aber eines Tages die

Schuldner ihn doppelt heftig bestürmten, und mit Citationen und Carzer drohten, schwang er sich aus Desperation auf's Pferd, um sich die Grillen zu verjagen. Unwillkürlich war dieses, da er nachlässig die Zügel auf den Hals gelegt hatte, den gewöhnlichen Weg nach D. zu, fortgetraht, und in blauer Ferne erhoben sich schon die glänzenden Thürme, als Wilhelm es erst bemerkte, nun vollends auf dieselben zuritt, und in kurzer Zeit die Stadt erreichte. Er ging seinen gewöhnlichen Gang, und die gefällige Gräfin sann hin und her, konnte die Ursache seiner düstern Laune, die ihn heute beherrschte, nicht ergründen, da sie von ihrer Seite sich frei mußte, ihm keine Gelegenheit je dazu gegeben hatte. Sie verschwendete ihren guten Willen und alle Kräfte, ihn froh zu machen, allein — er blieb so, und seine Antworten waren so verstört und oft so unpassend, daß sie laut dar-

über auflachen mußte. Sie strengte endlich alle ihre Beredsamkeit an, seine Betrübniß zu erforschen, und — er gestand ihr endlich die Ursache derselben. — Sie schmollte mit ihm: daß er so lange zurückhaltend gewesen, griff in ihre Schatulle, drückte ihm lächelnd ein Goldröllchen in die Hand, und — verschleucht war jede Runzel von seiner Stirn. —

Er bezahlte bei seiner Rückkunft seine Gläubiger, die ihm unter tiefen Bücklingen ihre ferneren Dienste höflichst anboten, und lebte wieder herrlich und in Freuden. War seine Kasse geleert, so wußte er schon die Quelle, aus der er sie wieder füllen konnte, und nach der seine Freunde umsonst mit neidischen Augen riethen. — Er würde ohnstreitig bis an's Ende seiner akademischen Laufbahn diesen ansehnlichen Zuschuß fortgenossen haben, wenn ihn Leichtsinn und Ausschweifungen desselben nicht nur ver-
lustig

lustig gemacht, sondern auch die Ursache seiner fernern Schicksale geworden wären. —

Um diese Zeit kam ein junger Mensch, Namens Schell, in Gesellschaft eines alten Großvaters und einer sehr lebenswürdigen Schwester, auf die Universität, mit dem er, da sie zufälligerweise in dem Gasthose abgetreten waren, wo Flammer logirte, gar bald Bekanntschaft machte. — Ohne mein Erinnern werden meine Leser wohl schon muthmaßen, daß er nicht bloß den Jüngling, sondern vielmehr die Schwester im Augenmerk hatte, und sehr richtig schloß, daß er erst den Bruder gewinnen müsse, ehe er sich dieser nähern könne. Er hatte von diesem erfahren, daß sie beide von dem mäßigen Vermögen des Großvaters leben mußten, dessen geringer Ertrag ihm freilich keine brillante Rolle auf der Universität zu

spielen erlaubte, und bot ihn daher unter der Maske der innigsten Freundschaft und uneigennützigsten Großmuth, freies Logis bei ihm an, worüber dem jungen Menschen Thränen der herzlichsten Dankbarkeit in die Augen träten, und er seinem neuen Freunde mit Leib und Seele ergeben wurde. Seinem Großvater rollten, als er ihm die Großmuth Flammers erzählte, Zähren von den gebleichten Wangen herab; er machte sich sogleich auf, ihm persönlich für seine Gute zu danken. Wilhelm wußte hier durch glatte Worte und schöne Ausichten in die Zukunft, den ehrlichen alten Mann, der nichts arges vermuthete, ebenfalls so für sich einzunehmen, daß er ihn nicht nur mit dem gerührtesten und dankbarsten Herzen verließ, sondern ihn auch gegen die schöne Emilie, seine Enkelin, mit den vortheilhaftesten Farben schilderte. Sie dankte ihm bei seinem ersten Besuche mit aller jener liebenswürdi-

gen Naivetät, die nur der Unschuld eigen ist, und jedes männliche Herz so ganz hinreißt, und er war entzückt, sein Lob aus dem Munde eines so schönen Geschöpfes zu hören, denn daß sie dies war, mögen meine Leser aus folgender kleinen Schilderung selbst beurtheilen. — Emilie war ein großes, schlankes, wohlgewachsenes Mädchen von sechszehn Jahren. Nach dem vollen Busen, und dem großen, völlig ausgewachsenen Körper zu urtheilen, hätte man sie eher für völlig aufgeblüht, als für eine aufblühende Knospe gehalten. Die hohe Röthe ihrer Wangen zeugte von einer noch unzerstörten Gesundheit, und die Weiße und Feinheit ihrer Haut beschämte wirklich manches andre schöne Mädchen. Ihre großen, schwarzen, feurigen Augen zeugten von einem ziemlichen Verstande — der durch natürlichen Witz noch mehr erhöht wurde, — zeigten aber auch: daß sie fühle, sie sey sechszehn Jahr

alt. Sie spielte und sang gut; tanzte wie eine Grazie; zeichnete schön; stückte bis zum Treffen natürlich. Ihr Herz war — das mütterliche Erbgut, das allen Epenstöchtern in ziemlich reichem Maasse zu Theil geworden, ich meine: Eitelkeit und etwas Eigensinn abgerechnet — so weit recht gut, mitleidig, und besonders für große und edle Handlungen tief fühlend. — Ach! und dieser schöne Zug in ihrem Charakter wurde die Quelle ihres Unglücks. Unschuldig, und unerfahren mit der Welt und ihren arglistigen Gängen der Bosheit, ahndete sie bei dem täglichen Umgange Glammers — dem man ohnerachtet der sichtbaren Spuren seiner Ausschweifungen, doch in seinen Gesichtszügen eine einnehmende Schönheit nicht absprechen konnte — nicht die mindeste Gefahr, sah nichts in ihm, als seine gegen ihrem Bruder, an dem ihr ganzes Herz hing, erzeigte Großmuth, bemerkte nicht, daß sein

geißnerisches Betragen Eingang in ihr unbewachtes Herz gefunden hatte, daß sie in ihm schon mehr als den Wohlthäter ihres Bruders liebe, schrieb alle Äußerung ihrer Gefühle auf die Rechnung der Dankbarkeit, die auch sie wegen ihres Bruders ihm schuldig zu seyn glaubte. So gewann Wilhelm immer mehr und mehr. Denn Dankbarkeit ist eine schöne Tugend, aber in dem Herzen eines unschuldigen, unerfahrenen Mädchens leitet sie oft zum Laster; ihr Verführer darf nur durch irgend eine große Wohlthat auf Erkenntlichkeit gegründeten Anspruch haben, so wird sie ihm bald alles gewähren, Unschuld und Tugend zum Opfer bringen, weil das dankbare Herz des Mädchens so gern zu belohnen wünschte. In diesen so fein gewebten Fallstrick fiel schon manches Mädchen, verlor Unschuld und Ruhe aus Dankbarkeit. Gute Seelen, merkt euch dies! Laßt euch Emiliens Beispiel zur Lehre, zur

Warnung dienen. Verachtet den Mann, der für jede Wohlthat, auch nur im Scherze, einen Kuß fordert; er wird bald mehr fordern. — Er gleicht dem Fischer, der den sorglosen Bewohnern des Flusses Würmer zur Speise vorwirft, sie haschen zutraulich darnach, und bleiben an der verborgenen Angel hängen. —

Der alte Großvater, der ebenfalls in seinem kleinen Landstädtchen, aus welchem er wenig gekommen war, nicht die mindeste Erfahrung von den Betrügereien und Nachstellungen der großen Welt hatte, und weil er selbst gerade, bieder und nach alter deutscher Sitte war, auch jedermann dafür hielt, sah nicht die Absicht des Schändlichen, freute sich vielmehr über die Beweise der Gunst, die er ihr gab, und die Bemühungen, ihr die Zeit ihres hiesigen Aufenthaltes so angenehm als möglich zu vertreiben. — Endlich hatte sie die Einrichtungen der Ökonomie

ihres Bruders, aus welcher Absicht sie eigentlich diesem hierher gefolgt war, getroffen, und der folgende Morgen war zu ihrem Aufbruche bestimmt. Wilhelm begleitete mit dem jungen Schell den Alten und Emilien bis fast die Hälfte des Weges zu Pferde, und mußte mit einem Handschlage geloben, die ersten Ferien bei ihnen zuzubringen; und diese Hoffnung richtete die weinende Emilie etwas auf — denn Wilhelm war ihre erste Liebe. —

Der junge Schell war eins von jenen vollendeten Geschöpfen, die zuweilen die Bildnerin Natur, als Meisterwerke der Schöpfung, als Ideale der Vollkommenheit aufstellt, an denen sie in einem Anfall von Künstlerlaune ihre ganze Kraft erschöpft zu haben scheint, um selbst den Neid verstummen zu machen, und Bewunderung abzuwingen. Aber nicht zufrieden, ihn bloß mit einer schönen Form begabt zu haben,

hatte sie ihn auch mit allen Tugenden seines Geschlechts, Güte des Herzens, Groß- und Edelmuth, warmen, theilnehmenden Gefühl, und der so selten gewordenen Tugend: Bescheidenheit, ausgeziert, die einen so unnennbaren Reiz über sein ganzes Wesen verbreiteten, daß, sobald man ihn nur sah, jedes Herz sich ihm öffnete, jeder unverdorbene Jüngling ihn zum Freunde seines Herzens, und jedes gute Mädchen zum Gefährten ihrer Tage wünschte. — Nur erst den Händen der Natur entschlüpft, gänzlich unbekannt mit der Welt und ihren Lasten, selbst unschuldig und reinen Herzens, hielt er alle Menschen für eben so gut, und überließ sich um so williger der Leitung seines neuen Freundes; und da er von Bruderliebe und inniger Freundschaft — wie bei Jünglingen von gutem und edlem Herzen gewöhnlich — ziemlich schwärmerische Begriffe hatte, konnte es nicht fehlen, daß das zuvorkommende

Betragen und Freundschaft von Seiten
Stammers, den Unerfahrenen täuschte, und
er im kurzen mit ganzer Seele an dem ge-
fährlichen Freunde hing, sein schuldloses
Herz ihm öffnete, und ihm ganz seine Liebe
schenkte. —

Wilhelm ließ ihn ungestört sein Stu-
diren betreiben, und verrieth mit keiner
Miene seine Lebensart, um nicht etwa in
seinem Herzen einigen Argwohn zu erwecken,
und dadurch nicht nur seine, sondern auch
seiner Schwester Achtung zu verlieren; und
nahm er ihn etwa einmal mit in eine Ge-
sellschaft junger Leute, die alle nicht den ge-
ringsten Ansaß zu Kopfhängern und Grillen-
fängern verriethen, vielmehr den besten
Willen zu haben schienen, die Augenblicke
zu nutzen und die flüchtige Zeit der Jugend
so lustig als möglich zu durchleben, so hielt
er sich stets in so einer Entfernung, daß er
nicht auf die Muthmaßung gerathen konnte,

daß auch er ohne ihn, der Ausgelassenste unter diesen war. — So verstrich Schells erstes halbes Jahr, und beide reisten vergnügt nach des erstern Heimath. Ihr Empfang war, wie man einen seiner besten Freunde empfängt; Emilie konnte kaum die Regungen ihrer Seele verbergen, und verrieth sie nur zu deutlich dem freudigen Glammer. — Ihre Liebe ward während seines Besuches immer stärker, und kaum sah er sich einst mit dem lieben, unschuldigen Mädchen allein, als er ihr eine so aufrichtig scheinende, feurige Liebeserklärung that, ihr so viel von ewiger Liebe und Treue bis in den Tod vorschwahte, und mit den heiligsten Schwüren bezeugte, daß das truglose Herz der armen Hintergangenen dem gefährlichen Schmeichler glaubte; falsche Schwüre für baare Münze nahm; seinen glatten Worten ein nur zu gefälliges Ohr lieh, und Lieb' um Liebe gab. — Zwar

hütete er sich diesmal, um die Unerfahrene desto sicherer ins Garn zu locken, gar sehr, sich nur das Mindeste zu erlauben, was die Tugend und Schamhaftigkeit des unschuldigen Mädchens hätte beleidigen können, besiegelte aber doch den geschlossenen Liebesbund mit einer feurigen Umarmung, die der armen Bethörten im Herzen widerklangen, und einen Eindruck auf sie machten, der laut und günstig für den Verführer sprach.

Das unerfahrene, leichtgläubige Mädchen, das ihr Herz, in welchem ohnedem schon Dankbarkeit alles zum Empfang des Verführers bereit gemacht hatte, so willig der Liebe öffnete, und bald mit ganzer Seele an dem Verräther hing, ließ sich nun leichter und öfterer zu heimlichen Zusammenkünften bereden, in denen jeder das Feuer der Liebe neue Nahrung bekam. Anfänglich waren freilich die Unterhaltungen der

verliebten Rendezvous, wie gewöhnlich, ganz unschuldig, und außer einigen Küffen mischte sich nichts Körperliches ins Spiel; allein, nachdem die Saiten des Gefühls eines Abends bei ihr auf's höchste gespannt waren, und die geistigen Empfindungen in den obern Regionen herumschwärmten, stellte sich in dem unschuldigen Herzen des liebenden Mädchens ein nie gefühltes Sehnen und Schmachten ein, und — sie verlor, was ein Mädchen nur einmal zu verlieren hat. —

Zu spät gingen ihr nun die Augen auf; zu spät fand sie, daß die Ruhe aus ihrer Seele verschencht, zu spät, daß mit dem Verlust der Unschuld eines Mädchens, der Verlust des ganzen Glücks des Lebens verbunden ist. Dies nagte wie ein Wurm an ihrem Herzen; bleibte die glühende Wange in Todtenblässe, und senkte das muntere, lebenswürdige Geschöpf in tiefen Gram und finstere Schwermuth. — Ach! sie liebte ihn

so mit ganzer Seele, und der Undankbare antwortete ihr doch auf keinem ihrer Briefe.

— Denn daß er schon wieder längst nach

— — zurück war, werden meine Leser wohl schon ohne mein Erinnern vermuthet haben.

— Dem guten, alten Großvater, dem das Glück seiner Enkel alles war, konnte unmöglich diese Veränderung an seinem Lieblinge engehen. Sie, die sonst wie die Freude und Unschuld selbst um ihn herum scherzte, den Mißmuth verschuchte, und durch muntere Lieder ihm manches trübe Stündchen erheiterte, saß jetzt oft mit starr auf dem Boden gehefteten Augen still und verschlossen in sich selbst: tief aus dem Innersten kommende Seufzer entquollen der beklemmten Brust, und schmolzen zu Thränetropfen, die in den glühenden Augen vertrockneten. — Schon einmal hatte der Greis sie so überrascht; schon einigemal mit gefalteten Händen vor ihr gestanden, und

ob schon eine dunkle, fürchterliche Ahnung in seiner Seele aufstieg, doch nicht, aus Besorgniß, ihr wehe zu thun, gewagt, in sie zu dringen. Ach! er glaubte ihr Vertrauen zu haben; glaubte, wenn sie Kummer habe, sie werde ihn in seinen Schooß ausschütten! —

Endlich einmal fand er sie am Nähtischchen in tiefes Nachdenken versenkt sitzend, einen Arm unter den gesenkten Kopf gestützt und den andern kraftlos herabhängend. Blaß und entstellt saß sie da, wie das Bild des Kummers. Heiße Tropfen der Wehmuth und des Kummers entfielen den rothgeweinten Augen, und waren deutliche Spuren der Unruhe ihrer Seele. Jetzt konnte sich der Alte nicht mehr halten, schloß sie in seine Arme, und rief mit von Thränen halberstickter Stimme aus:

Großvater. Um Gotteswillen, Emilie! was ist Dir?

Emilie. [erschrocken über den Anblick des Greises, sinkt kraftlos zur Erde, umfaßt seine Kniee und verbirgt ihr Gesicht in ihren Busen] Ach mein Vater! —

Großvater. [im Tone inniger Wehmuth] Meine Tochter! was ist Dir? — Hab ich Dein Vertrauen verloren? — Bin ich nicht mehr Dein Vater? — oder — [mit abgewandtem Gesicht, indem Thränen über seine gefaltete Wange aus den hohlen Augen herabstürzen] bist du nicht mehr mein Kind? —

Emilie. [im vollen Schmerze] Ach, um Gottes Barmherzigkeit willen, lassen Sie mich! — Ich bin's nicht mehr, bin Ihre Tochter nicht mehr; bin eine Elende, eine Verworfene, eine Geschändete —

Großvater. [wie oben] Halt ein! O halt ein! Du brichst mir das Herz! —

Emilie. [im Tone der Verzweiflung] Verstoßen Sie mich; verwerfen Sie mich;

fluchen Sie der Verführten! — Ich bin verloren; bin nicht mehr werth, Ihr Kind zu heißen! —

Großvater. [mit jammernder, zitternder Stimme, die Hände faltend und ringend] Ach, meine Tochter! warum hast Du mir das gethan? — —

Die Unglückliche sank endlich von der Heftigkeit dieses Auftritts überwältiget, dem bebenden Alten ohnmächtig in den Schooß, der, unvermögend sie zu halten, sie zu Boden fallen ließ, und neben ihr sich trostlos und weinend zur Erde warf. Als endlich Leute herbei kamen, lief man eilig nach Hülfe. Der Arzt kam, konnte Emilien nur mit Mühe wieder ins Leben zurückrufen, und starb endlich an den Folgen einer frühzeitigen Geburt, wahnsinnig und in Verzweiflung! — — Es war ein unbeschreiblich rührender, herzerschütternder Anblick, den alten, ehrwürdigen Großvater mit eisgrauen Haaren

Haaren an dem Sarge der Erblassenen stehen zu sehen, mit der die eine Stütze und Hoffnung seines herannahenden Alters dahin gesunken war. — Der Bruder hingegen, den man eilends nach Hause berufen hatte — Wilhelm war eben in D., und schwelgte in den bulerischen Armen der Gräfin — gerieth über dieses Unglück außer sich, warf sich wüthend und in wilder Verzweiflung auf den Leichnam seiner entseelten Schwester, und schrie, indem er ihre kalte Hand aufhob, sie empor hielt, und seine Finger darauf legte:

„Armes, unglückliches, unschuldiges Mädchen! ach, Du hast Deinen einzigen Fehler theuer gebüßt! — Aber höre mich, entflohener Geist, höre die Stimme Deines durch Dich elenden, über allen Ausdruck elenden Bruders: Ich will Dich rächen, fürchterlich rächen an Deinem Mörder, und sollte ich diese Rache mit meinem Leben be-

zahlen! — Blut für Blut, und Leben für Leben! — [läßt ihre Hand sinken, stürzt sich frostlos und schluchzend auf den Leichnam, und küßt die kalten, blassen Lippen] Ruhe sanft, edle Seele! wir sehen uns bald wieder! —

Glammer, der während dieser Trauerszene von D. in ein benachbartes Bad gereist war, sich daselbst sorgenlos herum tummelte, und die frisch gefüllte Börse um vieles leichter machte, kam endlich gesättigt und ermüdet nach der Stadt zurück. Sein Wirth meldete ihm bei seinem Eintritt, daß sein ehemaliger Stubenbursche, Herr Schell, seine Sachen in ein anderes Quartier schaffen lassen, und ihm folgenden Brief zur Bestelung übergeben habe. Er erbrach ihn:

Schändlicher Bösewicht!

Erwache, Mörder! erwache; ich will Dir Dinge ins Ohr raunen, die

Dir das Haar emportreiben, und Dich zur Verzweiflung bringen sollen. Wisse: die Schwester, die Du schändlicher Verräther verführt hast, ist tod — ist wahnsinnig und in Verzweiflung gestorben, und steht jetzt vor Gottes Gericht, Dich anzuklagen. — Ihr Gluch wird schwer auf Dir liegen, wird Dich bis in die Ewigkeit verfolgen — aber hier fordert jetzt der unglückliche Bruder Rache, Genugthuung, die ich auf ihrem Leichnam schwur; und bei dem Gott! der Dich einst schrecklich richten wird, ich werde es halten! —

Schell.

Diese schreckliche Geschichte, noch mehr dieser in der äußersten Erstaße der heftigsten Wallung des Blutes geschriebene Brief, machte tiefen Eindruck auf das Gewissen unsers Helden. — Er lief zu dem Beleidigten; fiel ihm um den Hals, weinte vielleicht zum

P 2

erstenmale aufrichtige Thränen des Mitleids und der Reue, und erbot sich, durch allen möglichen Ersatz das Verbrechen abzubüßen; aber Schell, unerbittlich wie das eiserne Schicksal, stieß ihn, der starr und bleich wie Stein vor dem erschlagenen Bruder mit zur Erde gesenktem Blicken da stand, zurück, begegnete ihm mit der äußersten Verachtung, und ruhte nicht eher, bis er seine Empfindlichkeit gereizt, und ihn dahin gebracht hatte, sich mit ihm zu schlagen.

Der nächste Morgen ward dazu bestimmt, und kaum graute der Tag, als Schell schon vor seinem Bette stand, ihn mit kalter, zitternder Hand faßte und zurief: „Mörder! steh' auf; zur Rache!“

Glammer, dem der schreckliche Gemüthszustand Schells außerordentlich nahe ging, versuchte alles mögliche, ihn davon abzubringen; bat ihn dringend und flehentlich um Vergebung, und wollte ihn nur

wenigstens bereden, das Vorhaben aufzu-
schieben; allein jener gab ihm einen verächts-
lichen Blick, schleuderte ihn in einen Winkel
von sich zurück, und rief ihm zu: „Eile,
oder ich stoße Dich nieder!“ — Wilhelm
sah' also kein anderes Mittel, ihm Genug-
thuung zu geben, zog sich an, und nahm
sich vor, ihn auf alle mögliche Art zu scho-
nen, da er ihm an Geschicklichkeit weit
überlegen war, und — sie begannen den
schweren Gang, und wanderten still und
traurig zum Thore hinaus. —

Die Sonne vergoldete bereits mit ihrem
majestätischen Glanze die Spitzen der Hügel
und bunten Wipfel der Bäume, die, schon
halb entblättert und ihres Schmucks beraubt,
den herannahenden Winter verkündigten, als
sie auf einer entlegenen Wiese, dicht hinter
einem Wäldchen, anlangten. — Nun be-
gann der Kampf, der den Schimpf der ent-
seelten Emilie rächen sollte, und ward von

Schellen mit der rasenden Hitze eines Verzweifelden angefangen, so daß Wilhelm alle mögliche Mühe hatte, die wüthenden Stöße des Unglücklichen auszupariren. Da er ihn indeß auf alle mögliche Art schonen wollte, verhielt er sich bloß defensiv, ließ sich sogar am Arm verwunden, in der Hoffnung, ihn dadurch zufrieden zu stellen, allein dieser, da er die Absicht seines Gegners merkte, ward um so aufgebrachter, und drang so wüthend und mit so weniger Vorsicht auf ihn ein, daß er durch eine unglückliche Wendung einen Stich in die Seite bekam, die seinem frühen Leben ein Ende machte. Er sank; streckte noch einmal die Hand nach seinem Mörder aus, drückte mit Todeskraft ganz ihn zu sich nieder, und hauchte mit dem Kuß der Vergebung sein Leben aus.

So leichtsinnig und unempfindlich auch Wilhelm seine Ausschweifungen gemacht hatte, so verließ ihn doch bei diesem unver-

mutheten Falle seine affectirte Standhaftigkeit. Das Blut starrete in seinen Adern; Leichenblässe überzog seine Wangen; Schreck und Angst mahlte sich auf's deutlichste und stärkste in der starren Miene des Entsetzens; die Stimme des aufwachenden Gewissens klagte laut und fürchterlich ihn als einen doppelten Mörder an, die Natur behauptete ihre Rechte, und Thränen der innigsten Reue und Betrübniß entstürzten ihm. Er warf sich auf den Leichnam des Ermordeten, umfaßte ihn mit einer Art von Wuth, küßte ihn so heiß und brünstig, und gebedete sich so kläglich, als wolle er den entfliehenden Geist des Sterbenden durch Reue und Leid versöhnen. — Indesß fing er auch an, über sein eignes Schicksal nachzudenken, das ihn durch seinen Leichtsinn in ein gränzenloses Labyrinth gestürzt hatte. Fort mußte er nun von hier, wenn er sich nicht gefangen setzen lassen, und dann doch diesem näm-

lichen Befehl gehorsamen wollte. — Da sie bei ihrem Herausgehen niemand bemerkt hatte, so faßte er das Wagentück, noch einmal vorher auf seine Stube zu gehen, sein Geld zu holen, und alles, was er von Werthe besaß, mit sich zu nehmen; denn daß der Thäter verborgen bleiben konnte, daran war nicht zu denken, indem Emiliens traurige Geschichte schon hier und da bekannt war. Er faßte den Vorfaß: vor der Hand zur Gräfin zu eilen, und sie um Unterstützung anzusprechen, bis vielleicht seine Sache eine bessere Wendung bekäme. Er ging daher zu einem Pferdephilister, ließ sich das Pferd, welches er immer gewöhnlich ritt — ein schöner Engländer — und welches wegen seiner Schnelligkeit ihm zumal jezt das liebste war, satteln, und jagte nach D. zu. —

Sein schwächlicher, zeither immer meist kränklicher Vater ertrug diese Nachricht nicht lange. Die Schande, einen so unge-

rathenen Sohn gezeugt zu haben, nagte an seinem Innern, fraß wie ein giftiger Wurm an seinem blutenden Herzen, und noch vor seinem Ende, das Wilhelms erfolgte Reliquation beschleunigte, enterbte er ihn völlig, und vermachte sein großes Vermögen — nach Absterben seiner Gattin — einer Armenanstalt. —

Wilhelm unterdeß, der, wie wir wissen, seine ganze Hoffnung auf die Gräfin gesetzt hatte, langte glücklich zu D. an. Aber wie betäubt war er bei der Nachricht: daß sie mit ihrem Gemahl, dringender Geschäfte halber, auf ein entferntes Landgut gereist sey. — Anfangs nahm er sich zwar vor, ihr nachzureisen, allein bei reislicher Überlegung fand er wohl, daß dies wenig Nutzen für ihn haben könne, da sie in der beständigen Gesellschaft des Ministers, wohl schwerlich unentdeckt mit ihm werde reden können. Er beschloß daher, einen Versuch zu machen,

an seine Atern zu schreiben, und bis nach erfolgter Antwort in D. zu verweilen. Er erhielt sie durch eine ihm unbekannte Person, der sein Vater dies Geschäft aufgetragen hatte, und erfuhr den schon oben erwähnten Entschluß desselben. Seine Lage war nun wirklich bedauernswerth. Sein Geld war fast ganz geschmolzen, und nur das fortgerittene Pferd sein einziger Rückhalt. In der Verzweiflung faßte er den Vorsatz, unter das an der Gränze stehende Husarenregiment zu gehen, und ließ sich sein Pferd vorführen. — Schon hatte er beinahe das Standquartier erreicht, als er keinen Heller Geld mehr hatte, und im nächsten Dorfe zu füttern beschloß, um daselbst sein Pferd zu verkaufen. Vor dem Gasthose desselben stieg er ab, ging in die Schenke, ließ sich eine Bouteille Bier geben, und bestellte das Mittagsbrod. Als er mit dem Wirth allein war, affordirte er mit

ihm wegen des Pferdes, welches er ihm in der Noth, mit Sattel und Zeug, für fünfzig Thaler ließ, setzte sich hinter den Tisch, stopfte seine Pfeife, und dachte über sein künftiges Leben nach. — Als ihm eben der Wirth das Geld auszahlte, traten zwei Kerls mit tüchtigen Prügeln in die Stube, deren Miene ihr Handwerk auf dem ersten Augenblick verrieth, und deren funkelnde Augen mit Wohlgefallen auf den schön geränderten Dukaten zu hasten schienen. Sie ließen sich einen Schnaps einschenken, flüsterten heimlich zusammen, und verschwanden endlich. Wilhelm ahndete nichts gutes, bezahlte seine Beche, erkundigte sich nach dem nächsten Wege in die Stadt, und ging fort. Unge­stört war er auf dem Fußstege, den man ihm gezeigt, fortgewandelt, und wenigstens schon eine gute Stunde vom Dorfe entfernt, als die nemlichen Kerls hervorsprangen, und wie grimmige Löwen ihn ansielen. — Er

ruste um Hülfe, allein kein Mensch war in der Nähe; er wehrte sich anfänglich tapfer, bis ihm endlich der eine mit seinem ungeheuren Prügel auf den Kopf schlug, daß er betäubt zu Boden sank. Unbarmherzig fielen sie nun über ihn her, plünderten ihn rein aus, und ließen ihn dann in diesem schrecklichen Zustande gefühllos liegen. — Nach einigen Stunden kam er zwar wieder zu sich, aber er war zu schwach aufzustehen und seinen Weg fortzusetzen. Der Abend nahte sich, der Erdboden wurde naß, die Luft kalt, und er hätte mit Freuden für ein Strohlager sein letztes Hemde hingegen, Aus Mattigkeit schlief er endlich wieder ein, und als er erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er schlich sich mühsam fort, und streifte einige Zeit in der Irre umher. Sein Leibes- und Geelenzustand war jetzt in der That schrecklich und fürchterlich, und es war daher gar nicht zu ver-

wundern, daß ihm, der weder Grundsätze noch Religion hatte, in diesem Augenblicke der grause Gedanke in den Kopf kam, seinem elenden Leben ein Ende zu machen. — Jetzt lag auf einmal ein angenehmes Dörflchen vor ihm; er raffte den letzten Rest seiner erschöpften Kräfte zusammen, und hatte es glücklich erreicht, als — die Glocke der Dorfkirche zu läuten anfang, ein Leichenzug sich näherte, und die zahlreich versammelte Gemeinde ein bekanntes Sterbelied anstimmte. —

Dieser Ausritt erschütterte ihn heftig; der hohle dumpfe Ton der Sterbeglocke hallte tief im Herzen wieder. Der Gedanke an eine Zukunft, an eine Ewigkeit in seinem ganzen großen Umfange, packte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, und machte ihn tief in sich selbst erbeben. Vorsatz und Muth schwand dahin, er folgte von fern der Leiche auf den Kirchhof, setzte sich klein:

müthig auf ein Grab, und sah den Sarg an den schnurrenden Seilen in die finstre Gruft hinabsenken. — Der erste dumpfe Schaufelwurf klang ihm wie Donner Gottes in seine Ohren. — Mit Beben sah er, wie der Abgrund des Todes mit eisernen Armen seinen Raub festhielt, und mit Schauern und Entsetzen dachte er den grausen Gedanken: „Es kommt auch für dich ein Tag des Gerichts, wo deine Thaten, aufgezeichnet im Buche des Ewigen, auf der unbestechlichen Waage Gottes geprüft werden. — Wehe! Wehe! Wehe dir! wenn die Schaafe steigt.“

Trostlos und zitternd folgte er der Leichenbegleitung in die Kirche, stand von fern und hörte die Leichenpredigt mit an. Der Verstorbene war ein Jüngling, und der einzige Sohn. — Die Rede des Predigers zweckte vorzüglich darauf ab, die Furcht vor dem Tode zu benehmen, und demselben viel-

mehr nach der Absicht unsres Schöpfers mit Sehnsucht und Verlangen entgegen zu sehen. Am Schlusse fügte er noch die Worte hinzu: „Die Erinnerung an den Tod aber, meine Freunde! müsse euch besonders dazu dienen und euch die große, wichtige Regel geben, rathsam und haushälterisch mit der Zeit umzugehen, und keinen Tag vorüber streichen zu lassen, ohne ihn mit einer guten Handlung bezeichnet zu haben; keinen Tag ins Buch des Ewigen einzeichnen zu lassen, vor dem ihr am großen Tage des Gerichts zurückbeben müßet.“ — Ein Lied machte den Beschluß dieser Andacht, und die Prozession verließ die Kirche und zerstreute sich. —

Nur Wilhelm blieb kleinmüthig und trostlos auf dem Kirchhofe zurück, und setzte sich auf einen bemoosten Leichenstein. Die Worte des Predigers gellten ihm noch schrecklich ins Ohr. Ohne Empfindung sank er

in eine Ohnmacht, in welcher er bis in die Mitternacht wie todt liegen blieb.

Der dumpfe Schall der Glocke, die eben zwölfse brummte, weckte ihn, und tönte, wie die Stimme der ernsten Ewigkeit, fürchterlich in sein Ohr. Die Fahnen der Kreuze auf den Gräbern, vom Wehen des Windes bewegt, machten mit dem Geschrei der Eulen und dem Krächzen der Raben, die im Thurme hausten, eine fürchterliche Musik, und der rauhe, pfeifende Nord, der über die Gräber fauste, und durch die Blätter der Bäume rauschte, sträubten ihm das Haar empor. Der aufgehende Mond, der so freundlich und hehr wie das Antlitz der Unschuld, wenn sie betend zum Himmel blickt, hinter einem kleinen Hügel in seiner ganzen majestätischen Schönheit aufstieg, machte diese Szene feierlich, fürchterlich-schön. —

„Ha!“ rief er aus, indem er die Hände vor's Gesicht hielt, und es auf dem Grabstein

stein zu verbergen suchte, „ist es dahin mit mir gekommen? — Hier lieg ich, der von Natur und Glück so sehr begünstigt war, der Ansprüche auf die höchste Stufe menschlicher Glückseligkeit machen durfte, in grauser Mitternacht, umgeben mit allen Schrecken der Natur, elend, hülflos, ein Auswurf der Menschheit, verlassen von jeder lebenden Kreatur, verlassen selbst von denen, die mir das Leben gaben, von meinen Aeltern — deren Güte ich Schändlicher zurückstieß, und mit rastloser Thätigkeit ihr edles Leben untergrab! — Und ich sollt's dulden, sollt's herumtragen dies elende Leben? — Sollte den Spott nichtswürdiger, verrätherischer Buben erdulden, die hohnlächelnd mit Fingern auf mich zeigen und ausrufen würden: Seht, da geht der Bettler! — Nein, ich will's enden! — Was habe ich auch noch in dieser Welt zu hoffen, als — Schande, Elend und Verzweiflung? — —

Aber — Gott hat unsre Tage gezählt! — sagte gestern der Priester; also auch die meinen? — Und ich sollte sie verkürzen? — Eigenmächtig den Faden meines Lebens zerreißen? — Die Fesseln zerbrechen, die mich an diese Welt fetten? — An eine Welt — ach Gott! wo ich mein Glück so unbesonnen, so unwiederbringlich zerstörte?“ — —

Von diesen schrecklichen Zweifeln gefoltert, ging er nachdenkend und unschlüssig hin und wieder, schlug sich vor die Stirne, und lehnte sich endlich gedankenvoll an die Kirchhofsmauer. — Einigemal versuchte er zu beten: aber die Worte versagten ihm den Dienst, und der Kopf war irre und konnte keinen Gedanken fassen. Still und leise, gleich als fürchte er jemand aufzuwecken, schlich er nach der Kirchthüre, aber er fand sie verschlossen. Kleinmüthig fiel er mit gefalteten Händen an der Thürschwelle auf die Kniee nieder; sank kraftlos zusammen,

und fiel wieder in einen matten Schlummer. Aber hier zauberte ihm seine kranke, zerstörte Phantasie nochmals die Unthaten seines sträflichen Wandels vor, und ängstigte ihn mit fürchterlichen und schrecklichen Gesichtern, daß er auf einmal plötzlich aufsprang. Kalte Schweißtropfen standen wie Perlkorn auf seiner Stirn, Todesangst und Entsetzen waren auf seinem Gesichte gezeichnet, und wie tod stürzte er an der Kirchthüre mit dem Gesichte platt auf den Boden nieder, und blieb sinnlos liegen. —

Der wachsame Haushahn verkündigte bereits mit schmetternder Stimme den Anbruch des Tages, als unser unglücklicher Wilhelm aus seiner schrecklichen Betäubung erwachte, und geblendet von dem majestätischen Schauspiel der aufgehenden Sonne, mit niedergeschlagenen Augen zitternd und bebend da stand, wie ein Verurtheilter, über den die Gerechtigkeit den Stab gebrochen,

und der aus dem Lande der Lebendigen verwiesen, der Königin des Tages nicht ins Gesicht zu schauen wagt, oder nach dem gemeinern Ausdruck: der nicht werth ist, daß die Sonne über ihn aufgeht, —

Dies Bewußtseyn seiner Nichtswürdigkeit; dies innere Gefühl seiner Schande; die laute Stimme des anklagenden Gewissens; die peinigende Ungewißheit der Zukunft; die angstvolle Erwartung eines schrecklichen Gerichts, verbunden mit der grausen Szene des vorigen Tages, betäubten ihn dergestalt, daß er wie irre und sinnlos, wie von Gott verlassen, daher schlich, und nur noch in dem schrecklichen Gedanken Trost fand: ich will mich vertilgen, meine Schuld mit meinem Tode bezahlen, Blut mit Blut abbüßen.

So ging er langsam, in sich gekehrt, entlang dem Kirchhof hin, und besand sich, eh' er sich's versah, in einen kleinen Garten,

der an den Kirchhof gränzte, und durch eine eingesunkene Mauer jedem offen stand. Ein kleines Lusthäuschen, das von den Zweigen einer alten grauen Eiche beschattet und von Immergrün bedeckt ward, lud ihn seines melancholischen Ansehens halber ein, und schien recht gemacht zu seyn, einen lichtscheuen Verbrecher vor sich selbst zu verbergen. Das Rauschen der von der aufgehenden Sonne vergöldeten Eichenwipfel; das Lispeln der vom säuselnden Morgenwinde zitternden Blätter, und die ernste, geheimnißvolle Stille, machten auf das schon kranke Herz des Unglücklichen einen desto größern und tiefern Eindruck.

„Wie ernst und feierlich ist's hier,“ rief er aus, indem er in das dunkle Häuschen trat, „einsam und still wie im Grabe! — O nimm mich auf, himmlisches Dunkel! nimm den letzten Seufzer eines Unglücklichen auf, der trostlos und ohne Hoffnung den grausen

Gang in eine fürchterliche Ewigkeit beginnen will! — Gott! — Ach! darf ich's wagen, Ewiger, Deinen Namen anzurufen? — Nein — ich kann nicht beten; ich bin verloren, ohne Hoffnung verloren.“ —

In diesen traurigen Gedanken verloren, stand er da, als er plötzlich im Winkel eine Flinte stehen, und ein Pulverhorn daneben liegen sah; er eilte darauf zu und packte sie mit beiden Händen, und nachdem er sie geladen fand, rufte er aus: „Willkommen! ich büße meine Blutschuld, Allmächtiger, und werfe mich in Deine Arme!“ — Nun kniete er nieder, hob ringend die Hände auf, wandte sich noch einmal gegen die aufgehende Sonne, dann sprang er wüthend auf, befestigte das Schnupftuch am Hahne, setzte die Mündung gegen die Stirn, und — plötzlich bekam er von hinten eine Ohrfeige, daß er taumelnd zurück sank. —

Fortsetzung und Beschluß im dritten und letzten Bändchen.

Inhalt

des zweiten Bändchen.

III.

Gustav Werner. S. 1

IV.

Ferdinand Römer. S. 172

V.

Wilhelm Flammer. S. 177

Berlin,
gedruckt bei Gottfried Hahn.

Goe 3028 (2/3)

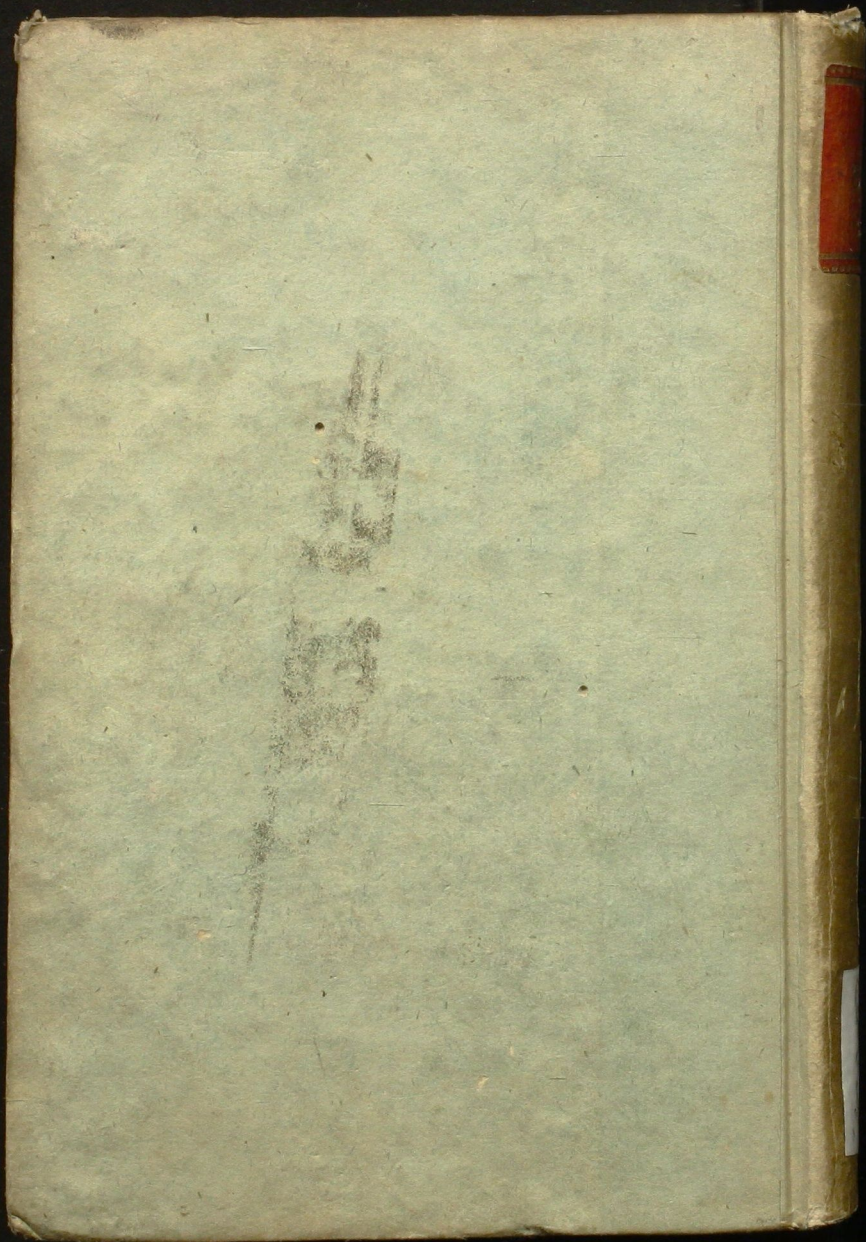
ULB Halle
003 484 416

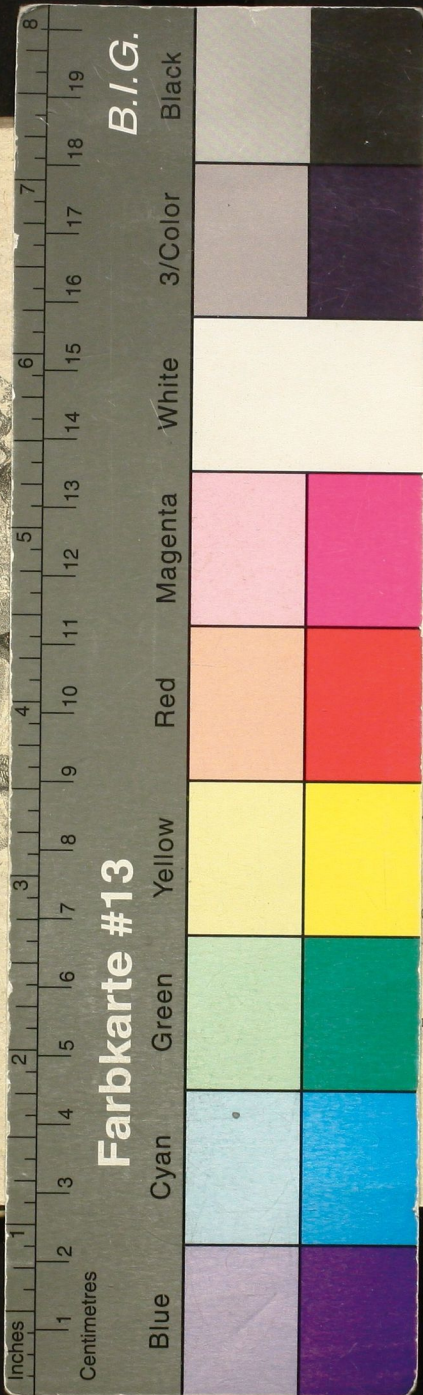
3



1078

33





und Schwänke

girter Studenten.

el menschlicher Leidenschaften.

weites Bändchen.

einem Kupfer.

erlin, 1798,

m Ohmigke dem Jüngern.